

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vom Rhein

Diethoff, Ernestine

Leipzig, 1871

Ein Ritt um die Freiheit. Historische Erzählung

[urn:nbn:de:bsz:31-241613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241613)

Ein Ritt um die Freiheit.

Historische Erzählung.

Der Herbst war eingethan. Es war ein segensreiches Weinjahr gewesen das des Jahres 1327. Dem jungen Most prophezeiten die Kundigen, daß er ein feurriger heißer Geselle werden würde, ein starker Kämpfer, der manch einem Guten, Bäckeren noch zu schaffen machen oder auch ihn überwinden würde.

Der junge Wein gährte erst allmählig in den kühlen Kellergewölben, aber doch schien es, als ob aus diesen die kleinen Streitkugeln, die er hegte, schon aufgestiegen wären und durch die Ritzen der Kellerladen, durch die Schlüssellocher der Zunftstuben geschlüpft und sich kopfüber kopfunter in das milde Getränk des vorigen Jahrzehntes gestürzt hätten, so wenig friedfertig klang das Gespräch in den Zech- und Zunftstuben der guten alten Stadt Speyer.

Ein Jahr vorher um diese Zeit, wie hatte die alte Stadt ein anderes, ein festliches Ansehen gehabt. Da hatten sich Blumengewinde von Erker zu Erker gespannt, schwarz-goldene Fahnen waren von allen Thürmen herabgeflattert, das Geläute aller Glocken, der Jubel des Volkes, das süßeste Lächeln und Tücherwinken der Frauen hatte den einziehenden Kaiser begrüßt.

Am Altpörtel war der große Rath gestanden in feierlichem Aufzug, der jüngste Rathsherr hielt die silbernen Schlüssel der Stadt auf purpursammetnem Kissen und der Landvogt aus dem edelsten Münzergeschlecht hatte die Anrede gehalten, die übergeflossen war von Liebe und Verehrung für den Kaiser.

Mit huldvollem Lächeln hatte Ludwig der Bayer diese Versicherungen angehört, aber hinter der Huld lauerte der Hohn und ein spöttisches Lächeln konnte sich nur ungeschickt unter dem blonden Schurrbart verbergen. Der stolze Wittelsbacher erinnerte sich dessen nur zu gut, wie lange und eifrig die Stadt Partei gegen ihn genommen und auf der Seite seines Gegenkönigs, des überwundenen Friedrich von Oesterreich, gestanden. Nun aber nahm er

geschickt die Sache wie sie lag und gab sich den Anschein, nie an der Geneigtheit der mächtigen Stadt gezwweifelt zu haben.

Den Versicherungen der tiefsten Ergebenheit hatte er diejenigen seiner höchsten kaiserlichen Huld und Gnade entgegengesetzt und obschon in seinem tiefsten Innern er gern anders gegen die widerspänstige Stadt verfahren wäre, so gedachte er als kluger Mann doch Dessen, was ihr Veto den hohens-taufischen Kaisern gewesen und gutes Muthes hatte er dem Schooßkind der Salischen Kaiser die alten Privilegien auf's Neue beschworen.

Ueber scharlachne und weiße Tücher, den prunkenden Farben des Stadtwappens, war er zum Reitscher geritten, Fürsten und Herren ihm nach. Aber der Reichstag, den er um eines Römerzuges willen beschrieb, er hatte sich aufgelöst im Gezänk und Hader der Parteien. Der Zank und Hader aber war aus der Königshalle im Reitscher in die Raths- und Kunststuben gedrungen, mißmuthiger als er eingezogen hatte der Kaiser die Stadt wieder verlassen, die weissen Kränze hatte der Herbstwind von den Erkern herab auf die Gassen geschleudert, die schwarz-goldenen Fahnen hingen klatschend vom Octoberregen an den Stangen herab und die roth-weißen Tücher hatten grau ausge-sehen von den kothigen Tritten der Reisigen und Rosse.

Es war Manches bei diesem Reichstag von anno 1326 zur Sprache gekommen, viele gerechte Klagen gemeiner Bürgerschaft den Uebergriffen des Speyerer Patriciats, den Münzern und Hausgenossen gegenüber; es war fruchtlos gewesen, aber es hatte den tiefen Riß, der zwischen Adel und Bürgerthum bestand, klaffend vor die Augen der Welt gelegt und so um so unheilbarer gemacht.

Die Münzer und die Hausgenossen, das war der alte Freiadel der Stadt. Jenen stand das Recht zu, in eigenen Münzstätten Geld zu prägen mit ihres Geschlechtes Zeichen, in ihrem Besitze war ungeheures Capital. Diese, die Hausgenossen, waren mächtig durch großen Grundbesitz, beide waren es durch die jahrhundertlange Verwaltung der Stadt, welche allein ihnen zuständig war, ohne daß sie über die Verwendung des gemeinen Eigenthums Jemand Anders Rechenschaft schuldig gewesen wären als sich selbst und ihres Gleichen.

Heinrich V., der geistvolle, kräftige Salier, jedoch hatte im Jahr 1111 der Stadt eine freiere Verfassung gegeben, eine solche, die fähig war, das Bürgerthum erstarcken zu lassen, indem er es aus dem Zustand der Unterdrückung zum Range eines Mitherrschenden erhob. Der fünfte Heinrich hatte verordnet, daß auch im Rathe die Kunstgenossen an Zahl die Freibürger über-

steigen sollten im gleichen Verhältniß, wie es sich in der Wirklichkeit fand. Er hatte der kleinen Minderheit den Stab der Gewalt aus der Hand gewunden, um ihn dem Volke zu überantworten; dieses blickte denn auch mit dankbarer Bewunderung, mit ehrfürchtiger Scheu zu dem starken Salier empor, jene aber in ihren vermeinten Rechten geschmälernten Vornehmen, die herrschsüchtigen, von Heinrich's Arm darniedergehaltenen Geistlichen, verbündeten sich in jähem Troge mit einander, um das Werk des Kaisers zu vernichten, sein Ansehen selbst bei Mit- und Nachwelt zu trüben und zu entstellen.

An dieser Verfassung vom Jahre 1111 zu rütteln, sie womöglich ganz zu erschüttern, das war seit einem Jahrhundert der Plan des Patriciats. Aber Ludwig der Bayer war zu klug, um sich zum Werkzeuge der Adelpartei brauchen zu lassen. Ihm war das ihm so lange feindlich gewesene Patriciat ein Dorn im Auge und er verlangte nichts Besseres, als dieses mit der gemeinen Bürgerschaft im Schach zu erhalten, freilich um auch jene bei vorkommender Gelegenheit wieder mit dem Adel zu zügeln.

Vom Kaiser war in dieser Hinsicht nichts zu erwarten, das mußte die Adelpartei sich sagen, ihr Spiel aber gab sie dennoch trotz des Mißlingens beim Reichstage nicht verloren.

Alle Hebel setzten die Patricier an, um die verlorene Uebermacht im Rathe wieder zu gewinnen, um hauptsächlich der lästigen Ueberwachung in Verwaltungssachen enthoben zu sein. Bis vor anno 1111 hatten sie alle städtischen Gefälle und Einkünfte wie ihre Domaine betrachtet, jedes Geldgeschäft der uralten Stadt der Remeter, die schon blühte, ehe Cäsar zum ersten Male den Rhein gesehen, ward von den Münzern besorgt, natürlich stets mehr zu eigenem als gemeinem Nutzen. Diese unumschränkte Herrschaft war verloren; sie wieder zu gewinnen das stete Bestreben der Adelpartei seit zweihundert Jahren. In ihren Händen lag aber, wenn auch nicht anerkannt, denn doch um so bestimmter, die Macht, da sie die Mittel besaßen, durch welche sie erlangt wird, Geld und Grundeigenthum.

Wann je hätte das Gold nicht seinen Einfluß geübt, und die Münzer, sonst so zähe, strenge Rechner, waren seit Jahren nicht karg damit, überdies waren sie die Gläubiger so Vieler in der Bürgerschaft, ihr Einfluß war der durchgreifendere, wenn auch der stillere, dem rührigen Treiben der Hausgenossen gegenüber, auf deren Seite, weil meist von ihnen abhängig oder leibeigen, ein großer Theil der Pfahlbürger, also Zener, welche außerhalb der Ringmauern wohnten, standen. Diesem nie ruhenden Treiben war es zuzuschreiben, daß

nach und nach der Adel im Rathe wieder die Oberhand gewann, ja um die Zeit, da der junge Wein zu gähren begann, um ein Dreifaches an der Zahl die Rathsglieder des Adels denjenigen der Zünfte überlegen waren.

Das war es, um was man sich zankte in den Zechstuben und bei den Versammlungen der Zünfte, ja der Zank ward selbst in das Innere der Häuser, in Wohnstuben und Werkstätten getragen. Eines warf dem Anderen seine Hinneigung zu der Partei des Adels vor, am schlimmsten kamen die Frauen weg, da wohl der oder jener Meister und Geselle nicht mit Unrecht seinem Eheweib oder seiner Liebsten vorwarf, daß sie ihren Einfluß im Hause zu sehr zu Gunsten der Patricier gebraucht, bestochen von dem bunten Schellengeklingel und den Schnabelfschuhen der adeligen Herren, auch wohl da und dort von einem silbernen Niederkettlein oder der stillschweigend erteilten Erlaubniß, ihre Haube um zwei Hand breit erhöhen zu dürfen.

Aber trotz der Mißhelligkeiten und der Unlust, welche sie hervorgerufen, verfolgten die Patricier ihre Ziele, sie würden sie auch wohl schon erlangt haben, hätten nicht die bürgerlichen Rathsherren wie ein Steinwall zwischen die Bürgerschaft und die Adelsansprüche sich gestemmt. Diese zünftige Minderheit im Rathe war in der That der Stein des Anstoßes, an dem die Patriciergelüste zu zerschellen drohten; es waren die tüchtigsten Männer der Bürgerschaft, die Muthigsten und ihrer Stadt Getreuesten, an ihrer Spitze der alte Feind der Münzer und Hausgenossen, der Zunftmeister der Rheinkaufleute, der Cytel Fritz; er, dem an harter Stirn und unbeugsamem Muth sich nur zwei Männer messen konnten in der Stadt Speyer, der Bischof Emicho von Leiningen und der Vorsizende des Geheimenrathes, der adelige Junker Mannhard Ebelin vorm Münster.

Hausgenossen oder Zünfte! das war die Losung, denn die Münzer hielten sich mehr zurück, da ihre Verbindung mit den Zünften der Krämer und Rheinkaufleute ihnen eine offene Parteinahme nicht rathlich erscheinen ließ. Hausgenossen oder Zünfte, Adel oder Bürgerthum war die Frage, die erörtert ward vom goldenen Saale des Metzger bis in die Stube des Fischers am Hasenpfluß hinab.

In der Schänke zum Psittich ging es stürmisch her, schon ihr Schild zeigte die Grundsätze, die dort vertreten wurden. Seit dem Kampf der Sterner und Psitticher zu Basel war der Psittich *) das Zeichen der Zünfte geworden. Hatte die Speyerer Schänke auch den Namen erhalten von einem wirklich

*) Altdentsch statt Papagei.

lebenden Vogel, den vor bald vierzig Jahren ein frommer Wallbruder aus dem Morgenlande gebracht und dem Wirth, da er dorten in der Herberge gestorben, als einziges Andenken hinterlassen, so war dieses Schild doch abermals das Symbol geworden für den Ort, wo die Unzufriedenen der Zünfte sich zusammenfanden.

So auch heute zu Anfang des Octobermondes 1327 saßen von allen Zünften Unterschiedliche in der Wirthsstube des Pfittich beisammen. Es war ein langer, ziemlich niedriger Raum; die schweren Querbalken der Decke, welche ehemals mit bunten Farben bemalt gewesen, waren in Folge des Alters und des Delrauches, der den eisernen Ampeln entqualmte, die in Form von allerhand ungeheuerlichem Frazengethier an eisernen Ketten davon herabhangen, schwarz und rußig geworden. Die Ampeln aber mußten den größten Theil des Tages brennend erhalten werden, mit Ausnahme der hohen Sommerzeit, denn nur um diese Zeit konnten unternehmende Sonnenstrahlen durch die kleinen Gitterfenster der Zechstube eindringen, die noch überdies trübselig genug nur die düstere Aussicht auf die hintere, hohe Giebelwand des Gutleuthauses hatten. Das stets waltende Dämmerlicht! schien den Gästen des Hauses aber kein Hinderniß zu sein, denn sie fanden sich dort immer zahlreich zusammen, und die vom vielen Gebrauch wie polirt erscheinenden eichenen Tische und Bänke bewiesen, daß der Zuspruch zur kühlen Trinkstube des Pfittich nicht von gestern datirte.

Das Dämmerlicht und den Deldunst, der auch am Tage nie recht weichen wollte, abgerechnet, war die Trinkstube ein heimlicher Ort, in welchem sich ein Jeglicher behaglich und wohl fand, mit Ausnahme desjenigen Bewohners, der der früher namenlosen Schänke erst die Benennung verschafft hatte, des Pfittichs selber. Auf einer Querstange, den linken Fuß mit einer Kette daran gefesselt, hockte der Vogel, das grünrothe Gefieder jämmerlich zerzaust aussehend, schon seit vierzig Jahren da. Er hatte ein ehrwürdiges, fast philosophisches Aussehen erhalten seitdem, denn die Jahre waren nicht schonend über seinen Scheitel dahin gegangen, sondern hatten beim jeweiligen Wechsel ihm immer mehr die metallschimmernde Federzier geraubt. Nichtsdestoweniger blieb der glasköpfige Papagei nach wie vor der Stolz der nach ihm benannten Schänke und das Wunder der jungen Bürgerschaft, die noch in den Kinderschuhen ging.

So saß er Jahr aus Jahr ein immer tiefsinnig und ernst. Nur wenn im Hochsommer die Sonnenstrahlen bis fast an sein Querholz sich wagten und von ihrer Helle beschienen die bunten Farben der Deckbalken und der

umherhängenden Handwerkschilde unter der uralten Lage von Ruß und Staub hervortraten, nur dann, zu dieser gesegneten Zeit, ward der alte Psittich unruhig, dann mochte er wohl beim wechselnden Schattenspiel auf dem Boden des Estrichs, bei dem warmen Mittagsglanz, der auf der kahlen Wand des Gutleuthauses lag, der gaukelnden Schatten denken, die Lianenranken und Palmenkronen auf den Boden der sonnigen morgenländischen Heimat warfen, an die heiße Sonne, die sein Gefieder so glänzend gefärbt; dann hob er das kahle Haupt, hüpfte auf der Stange hin und her, daß die rostige Kette klirrte, schlug mit den Flügeln und krächzte nach dem Lichte blinzelnd: „O dulce domina mea!“ Dann pflegte die Wirthin zu sagen: „Er sömmert sich“, und die Geschichte von dem Wallbrüderlein zu erzählen, das zu ihres Aelternvaters Zeiten mit dem Psittich hier angekommen sei; ein halber Heiliger schier sei's gewesen, denn da er gestorben, hab' sich's gefunden, daß ein Stachelgürtel ihm ganz in's Fleisch eingewachsen war, und die heiligen Nägelmale habe er sichtbarlich an Händen und Füßen getragen.

Das war jedesmal ein erbaulich Gespräch, aber da heute der Psittich zusammengesunken und fröstelnd auf seiner Stange saß, so war keine Ursache, des frommen Büßers zu gedenken, und das Gespräch ging ununterbrochen fort über der Hausgenossen Anmaßung und des Eytelfrits harten Widerstand, den er diesen leistete.

Es waren gute Handwerksgenossen, lauter Meister aus vornehmen Zünften, die hier beieinander saßen, sie hatten stattliche Humpen vor sich stehen und was sie tranken, das war ein gutes Gewächs, dem es schon eben so lange in dem Hause denken mochte, als dem träumerischen Psittich. Eine ganze Reihe von gekrempten Filzhüten und Baretten hing an den Wandzapfen neben manchem stattlichen Wehrgehent und dunklem Brabantermantel mit Otterfellen verbrämt.

Der Gewerkmeister der Goldschmiede, ein feiner Mann mit einem klugen Gesichte, trank seinen silbernen Becher leer, und ihn dann langsam drehend hub er bedächtig an zu sprechen, immer die Augen auf die kunstreiche Arbeit des Bechers geheset, als läse er seine Rede aus den sinureichen Reimen der Spruchbänder ab. „Mich will dünken, liebe Handwerksgenossen“, sprach er, „wir übersähen gemeiner Stadt Vorthail, wenn wir uns fürder mit dem Bischofe so feindlich zu stellen uns besleißten. Wir können eines Mächtigen nicht entrathen gegen die Mächtigen. Der Kaiser, das haben wir gesehen, will sich in unsere Händel nicht mischen, wir selber sind aber für uns allein

nicht stark genug. So mein' ich denn, liebe Handwerksgenossen, wir sollten des Bischofs Zürnen allein auf unsere Feinde zu lenken suchen und mit dem Capitel gemeine Sache machen.“

„Meinet Ihr, Vetter Kunz?“ rief der Altmeister der Steinmeken, der, ob schon sein Geschlecht seit Generationen hindurch Heiligenbilder und Altarsockel aus dem Gesteine schnitt, doch ein abgesagter Feind der Klerisei war. „Meinet Ihr, es sei dem Hasen ein Nutzen, wenn er sich mit dem Wolf gegen den Fuchs verbände. Lasset die Pfaffenfinger aus der Stadt Händel, sie möchten uns sonst bald das noch nehmen, was wir bisher gerettet. Wen lüftets, den Rathsherren die Rutte überzuziehen?“

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen, Gevatter“, sagte der Goldschmied. „Des Bischofs Hülfe möchte ich um deswillen noch mehr uns zuständig halten, da er ein Reichsgraf ist und seit Langem einen Zahn auf die übermüthigen Freibürger hat.“

„Und deswegen, meineth Ihr, weil es ihn ärgert, daß die Freibürger so gut adelig sich dünken als irgend Einer aus ritterlichem Geschlecht, der Leininger würde sich zu uns auf die Zunftstube setzen und den Zünften gestatten, was er den Junkern weigert? Ist's nicht unser Stolz, daß wir uns frei erhalten haben vom Bischof als eine nur dem Kaiser unterthane Stadt? Müssen wir nicht, wie unsere Väter es uns überantwortet haben, unseren Kindern das gemeine Wesen wieder übergeben?“

„Ja, das müssen und das sollen wir“, sagte jetzt eine tiefe Stimme hinter den beiden Gewerkmeistern, und die Gestalt eines Mannes, der die Zeit über schweigend im Erker gesessen, erhob sich. Es war ein Mann von wenig über mittelgroßer Statur im schlichten grauen Bürgerwamms, darüber den ärmellosen Rock von dunklem, braunem Wollzeug gezogen, die lebernen Schuhe waren nur wenig gespißt, die dunkle Tuchkappe ohne Feder oder Stickerie; man hätte den Mann seiner Kleidung nach für einen mittlern Pfahlbürger oder den Meister einer geringen Zunft halten können, wenn nicht der an der linken Hand sich befindende Ring wahre Funkenfarben aus seiner diamantenen Nase gesprüht und eine schwergliederige goldene Kette mit der Schaumünze eines Kaisers den Fremden belehrt hätte, daß dies kein gewöhnlicher Mann sein müsse.

Für den schärferen Beobachter hätte es aber weder des Ringes noch der kaiserlichen Gnadenkette bedurft, um zu wissen, daß der Mann mehr bedeute, als die Schlichtheit seines Anzuges. Das Gesicht des etwa im Anfang der

Fünzigster stehenden Mannes trug so sehr den Stempel des Geistes und des Wohlwollens, der Festigkeit und Offenheit, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen mußte. Die breite, markige Stirn umkränzte das schon ergraue eisenfarbige Haar nur noch spärlich, dagegen zeigte um Mund und Kinn der noch volle, kurzgeschnittene Bart jenes kräftige röthliche Braun der Farbe, das dem geliebtesten der Hohenstaufen den Namen des Barbarossa erworben. Die Augen des Mannes blickten muthig und mild zugleich, aber doch lag etwas in ihnen wie tiefer unerklärlicher Schmerz, es war ein Schatten der Melancholie, der über dem kräftigen Mannesantlitz verbüsternd lag. Das war der Eytelfritz, Zunftmeister der Rheinkaufleute, der Führer der Bürgerpartei. Seine Tugend, seine Rechtlichkeit und seine Kenntnisse hatten ihm alle jene Vertrauensposten erworben, über welche seine Mitbürger verfügen konnten. Sein Geist und seine auf weiten Reisen bis Amsterdam hinab und über die Alpen bis Venedig hinauf gewonnenen Erfahrungen hatten ihm das Uebergewicht über seine Zunft gegeben, welches sonst nur dem Reichsten willig zugestanden wird, und der Eytelfritz, obwohl ein wohlhabender Mann, war weit entfernt, ein Reicher zu sein; Familienverbindungen standen ihm ebensowenig zur Seite, denn er war Junggeselle und sein Stamm stand nur auf zwei Augen, auf den seinen, die, so lange man sich erinnern konnte, nie, weder mit Verlangen noch mit Wohlgefallen in die Augen seiner schönen Mitbürgerinnen geblickt.

Und doch war der Eytelfritz in seiner Jugend ein schöner Jüngling gewesen und konnten sich seine Altersgenossen erinnern, daß kaum Einer fröhlicher war beim Maifest, Keiner höhere Sprünge über das Johannisfeuer machte als er; dann aber war er handelnd in die Fremde gezogen und nach Jahren war er heimgelommen als der ernste, fast düstere Mann, der er noch heute war. Geld und Gut hatte er nicht viel erhandelt gehabt in der Fremde, statt dessen hatte er ein feines Kind mitgebracht, ein Knäblein, von welchem die Basen und Gevattern gar gern gewußt, woher und wessen Geschlechtes? Der Eytelfritz aber hatte sie bedeutet, das Kind sei ihm werther Leute Kind, er wolle den Lutram gehalten wissen wie seinen eigenen Sohn und im Uebrigen gehe es die Leute nichts an. So war der Mann, obschon er unter ihnen aufgewachsen und seit Jahren unter ihnen lebte, seinen Mitbürgern doch immer in etwas geheimnißvoll geblieben, denn die Jahre, in welchen sein Wesen sich so verändert hatte, entzogen sich auch ihren sorgfältigsten Nachforschungen.

Das war der Mann, der mit den Worten: „Ja das sollen wir“, aus der dunklen Ecke hervorgetreten war, wo der Psittich schauernd und mit gesträubtem Gefieder saß. „Ja das sollen wir“, sagte er mit seiner tiefen klangvollen Stimme, „wir sollen den künftigen Geschlechtern das Gut überantworten, wie wir es empfangen, wir sollen nur treue Verwalter und Bewahrer sein. Aber wie können wir's, wenn wir unsere Schäden bloßlegen und den fremden Gelüsten die Lücke in unserm Bollwerk zeigen. Den Kampf in der Bürgerschaft, den Kampf zwischen den Geschlechtern und Zünften, wir müssen ihn allein ausfechten, jede fremde Hülfe, in's Haus gerufen, ist Verrath!“

Der Gewerkmeister der Goldschmiede fuhr auf, eine heftige Entgegnung schien auf seine Rippen sich drängen zu wollen, aber ruhig legte der Eytelfritz ihm seine breite Hand auf die Schulter und nöthigte ihn so zum Niederstigen. „Bleibt ruhig sitzen“, sprach er, „das böse Wort galt nicht Euch. Aber hütet Euch vor diesen Gedanken. Ich weiß, wie Ihr, so denken noch Viele und meinen, in bestem Gewissen das gemeine Wohl zu berathen. Aber merket wohl, den Gedanken, den Bischof zum Verbündeten zu gewinnen, Ihr habt ihn nicht selbst erdacht, diesen Gedanken hat die Bischofspfalz geboren, er wird in das Ohr der Bürgerschaft geflüstert, im Beichtstuhl als Hülfe in den Nöthen empfohlen, davon wird schmeichelnd bei Kindtaufen und Leichenschmäusern geredet und des Bischofs Schutz als das weiche Ruhebett gepriesen, darauf aller Hader einschlafen möge. Aber wehe Denen, die sich verblenden ließen! Mit Schmeicheln und Streicheln würfen sie der Stadt das Fanggarn über, und Pfaffenhand hält fest, was sie einmal erfaßt. Wehe unseren Freiheiten, wenn wir dem Bischofe nur einen Finger reichen!“

„Ihr thut dem Bischofe unrecht“, entgegnete der Goldschmied. „Ich weiß, daß er zornig über die Hausgenossen sich aussprach, ja ich weiß, daß er gesagt hat, gemeine Bürgerschaft thue nicht besser, als sie werfe die ganze adelige Sippe, die ihre Rechte und Freiheiten so geschändet, über die Mauern.“

Ueber das Gesicht des Eytelfritz flog ein bitteres Lächeln. „Ja, uns schlägt der hohe Herr geringer an, mit uns denkt er fertig zu werden, aber er vergißt, daß wenn Hausgenossen und Münzer sich auch Rechte anmaßen, die ihnen nicht gebühren, sie doch deswegen nicht das Recht verwirkt haben, Bürger der Stadt zu sein. Mißtraut nie mehr, guter Meister, als wenn die Vornehmen Euch aufhezen und von Euren Rechten und Freiheiten reden. Noch einmal, laßt den Bischof aus dem Spiel. Es ist nicht von ohngefähr, daß wir ihn jeweils bis zur Domschüssel geleiten und zu ihm sprechen: Herr

Bischof, hier hört unser Geleit auf. Wo unser Geleit anfängt, da hört sein Recht auf, laßt ihn im Domhof schalten und walten, wir wollen uns nicht d'rein mischen, in der Stadt gebührt Richterspruch und Hülfe uns allein.“

„Recht so, Eytelfritz, Ihr redet in jedem Worte meine Meinung aus“ sagte der Altmeister der Steinmezen, „und mit dem Leininger vor Allen möcht' ich es nicht zu thun haben, es ist ein so übermüthiger Pfaff, als je einer das Credo vergessen, um Galali zu rufen und den Hirtenstab mit dem Stoßfalken vertauscht.

„Er ist eben aus keiner Klosterzelle hervorgegangen und hat den Leib sich nicht wund gezeißelt mit Stachelring und Geißelsteden, er ist ein Edelmann jeder Zoll“, entgegnete der Goldschmied.

„Um so schlimmer wär's für uns“, sagte der Eytelfritz, „was der Eisenhandschuh packte, das träte der violette Strumpf vollends in den Boden. Ich weiß, daß der Leininger Herrschergeilüste hat, und wie er seinen Willen durchsetzt, das hat er, sollt' ich meinen, genugsam bethätigt, da er einzog vor zwölf Jahren. Meinest Ihr, die Bürgerschaft, die ihm jenesmal die Thore verschloß, sie sei ihm seitdem so lieb geworden, daß er heute Rechte schützen wollte, die so oft schon die seinen bedroht?“

Der Goldschmied antwortete nicht sogleich darauf; die Erinnerung an jenen gewaltsamen Einzug des Bischofs mochte ihn gemahnt haben, den Versicherungen der Liebe und Güte, welche er von dort empfangen, nicht so ganz zu trauen. Der alte Steinmez aber rief: „Bei Gott, von Dem hätten wir uns Schlimmes zu versehen. Mir gedenkt der Sonntag Reminiscere noch anno 15, es war windiges Wetter, Thauwind, der den langen Frost gebrochen hatte. Der Bischof war von Dürkheim, seines Geschlechtes Sitz, herüber geritten, den Bischofsmantel über das Jagdkleid gehängt, zur einen Seite den Castellan, zur andern den Falkenier. Ihre Pferde sahen aus, als hätten sie im Morast gebadet, die Falken waren naß und verregnet, und den Bischof ärgerte das Psalmensingen der voranziehenden Brüder, vom Widerstande der Stadt glaubte er nicht viel, denn, Eytelfritz, Ihr habt Recht, er verachtet uns. Wie er nun kam und fand die Thore verschlossen, weil die Bürgerschaft seine Wahl nicht wollte — ewig werd' ich dran denken, wie ihm die Zornesröthe hoch in's Gesicht schlug. Ich hatt' die Thorwacht und sah ihm gerade entgegen; ich sah, wie er wüthend die Hand gegen unsere verschlossenen Thore ballte, wie der Wind pfeifend seinen Bischofsmantel auseinanderflatterte, daß er ausah wie eine Sturmflagge, wie der Regen ihm in das zorn-

rothe Gesicht klatschte und er sich wendend Jägern und Knechten befahl, das Thor zu berennen. Ich hab' die Leiningen Aelte gegen unsere Thore krachen hören und der sporenklirrende Tritt des Bischofs über unsern Marktplatz klingt mir noch immer im Ohr.“

„Glaubt mir, der Bischof hat jenen Sonntag Reminiscere nicht vergessen“, sagte der Eytelfritz, „jetzt scheint ihm die Gelegenheit günstig; mit unserer Hülfe will er zuerst über die Geschlechter triumphiren, dann schlagen seine Leiningen Aelte das Bollwerk unserer Freiheit nieder. Nicht ihn, nicht den Bischof nehmt zum Hülfsgeossen, unser stärkster Genosse kann aus uns hervorgehen, unser Führer, unser Held, gegen den weder Hausgenossen noch Münzer, weder Privilegien noch Kaiserbriefe, nicht Kaiser noch Reich aufkommen können. Und der starke Held der heißt Eintracht! Eintracht! und abermals Eintracht! Das ist, was wir den Annahmungen der Geschlechter gegenüberstellen können, was uns siegreich aus dem Kampf wird hervorgehen lassen. Aber wir werden erliegen, wenn die Zwietracht, der Neid, die Mißgunst und die Ueberhebung der Zünfte fort dauern. Wenn jede Zunft nur ihre Rechte und nicht die Rechte der Allgemeinheit im Auge hat, wenn sich zänkisches Gestrreit darüber erhebt, ob bei der Procession den Metzgern vor den Pfistern*) der Vorrang zu gönnen sei, und die Schneider Zeter schreien, wenn ein Altgewänderer ein paar zwilchene Hosen näht oder die Küfergesellen nichts Besseres zu thun wissen, als mit den Gerbern sich herumzubläuen. Wenn wir es dahin bringen, daß das Zunftbewußtsein in dem starken Gefühl des Gemeinwesens aufgeht —“

„Haltet ein, haltet ein, Eytelfritz!“ rief der alte Steinmetz, indeß die anderen Meister sich theils verwunderte Blicke zuwarfen, theils mit dem Ausdruck des Zornes und der Mißbilligung auf den Sprecher blickten. „Haltet ein, Ihr möchtet sonst mehr sagen als Euch lieb sein dürfte und wir hören wollten. Was Ihr von dem Hader zwischen den Zünften geredet, das ist Alles recht gut, aber sie selbst sollt Ihr nicht angreifen, das ist wie Kirchengut.“

„Und“, setzte der Goldschmied mit überlegenem Lächeln hinzu, „was die Gemeinsamkeit der Zünfte anbelangt, so kann diese nur nach einer Rangordnung geschehen, und ich will an eine andere Gemeinschaft erst dann glauben, wenn ich die Zunft der Rheinkaufleute mit der Zunft der Mütter**)“

*) Pfister altdeutsch statt Bäcker.

**) Statt Zöllner.

und Sackträger Gemeinschaft machen sehe. Bis dahin aber, Meister Eytelfritz, mag es noch Zeit haben, denn ich glaube nicht, daß Ihr mit dem Mütterhaus Schwäherschaft zu machen gewillt seid.“

Die letzten Worte waren offenbar nicht ohne boshafte Nebenbeziehung gewesen und sie verfehlten anscheinend ihren Zweck nicht, denn über des Eytelfritz Gesicht zuckte eine heiße Röthe, sein blizendes Auge traf den Sprecher, daß dieser davor erschrocken die seinen senkte. „Was ich in meinem Hause zu thun oder nicht zu thun gewillt bin, Meister Kunz, das gehört nicht hierher. Den vornehmen Zünften aber wünsche ich, daß der Tag des Weh's sie eben so opfermuthig und kampfbereit finden mag, als er von je die armen und verachteten Zünfte gefunden. Und, Meister Kunz, man sagt Ihr fastet das Haupt des heiligen Märtyrer Stephan wieder neu und gar künstlich in Gold und Kleinodien ein; es mögen bei der Gelegenheit Euch öfter die geistlichen Herren heimsuchen, saget Ihnen von mir, daß, so lange der Eytelfritz die Augen offen halten könnt' und eine Hand zur Abwehr rühren, Se. bischöfliche Gnaden wenig Hoffnung hätten, sich in unsern Streit als der Löwe zu mischen, der zwischen Hund und Wolf theilt.“

Der Goldschmied fühlte den Hieb, aber er fand keine Zeit zu einer Entgegnung, denn der zünftige Rathsherr hatte schon mit kurzem Gruße die Trinkstube des Pfittich verlassen, und ihm war bald der Altmeister der Steinmehen gefolgt.

Der Goldschmied war ärgerlich, er hatte dem Eytelfritz eine scharfe Entgegnung zugebracht gehabt, nun war keine weitere Gelegenheit, seinen Groll auszulassen, als indem er sich in allgemeinen, zornigen Redensarten über die Neuerer und Umstürzer erging. Die Zunft der Goldschmiede war überhaupt dem gemeinen Wesen fremder gestanden, indem sie sich stets bestrebt hatte, sich den Münzern anzuschließen; von den Hausgenossen, welche den unadeligen Anhang von je scheel und übermüthig angesehen, jedoch zuletzt ganz aus dem adeligen Verband gedrängt, waren sie aus Freunden und Ergebenen Feinde und Widersacher der adeligen Partei geworden, ohne jedoch Freunde des gemeinen Wesens zu werden, dem sie sich nur lose verbunden fühlten.

„Was soll das heißen mit der Schwäherschaft des Mütterhauses?“ fragte jetzt ein wohlhabiger Pfistermeister, der die ganze Zeit her schweigend dageessen.

„Nun, der Lutram, des Eytelfritzen Findlingskind, ist in das Mütterhaus öfter um der Mechtild schöner Augen willen gekommen, als um Zoll für die

Rheinschiffe zu zahlen. Zuletzt ist's so weit gekommen, daß der Lutram um die Mechtild erworben hat, da hat ihn der den geringen Leuten so freundliche Rathsherr eilends nach Straßburg gesendet“, antwortete der Goldschmied. „Es ist zwar ein unnöthig Kostbarthum mit dem Lutram, denn die Zöllners-tochter wird den Findling werth sein“

„Ist er's?“ fragte die hinzugekommene Wirthin neugierig, „habt Ihr weitere Kundschaft darüber, Meister?“

Diese dreist darauf losgehende Frage verblüffte den Goldschmied einigermaßen, denn er wußte eben so wenig und eben so viel über das Verhältniß des Lutram zu seinem Pflegevater, als sonst alle Nachbarn und Zunftgenossen. Der Eytelfritz war in allen Dingen, welche nicht das Wohl der Allgemeinheit betrafen, sondern lediglich ihn allein angingen, von einer peinlichen Abgeschlossenheit. Aber gerade dieses hielt die Neugier rege. Der Lutram, der keinen Familiennamen besaß, der gekommen war, man wußte nicht von wannen, ward gehalten nicht nur wie der eigene Sohn des Eytelfritz, er ward auch erzogen, als ob er ein Geschlechter wäre. In Sanct Guido Stift ging der Lutram ein und aus, dort lernte er Sprachen und geheime Wissenschaft bei dem Augustinerherrn Bonaventura, der als ein der Alchemeha Verständiger galt; man glaubte nicht anders, als der Eytelfritz wolle mit Hülfe seines Pfleglings den Stein der Weisen suchen. Als aber die Kunde die Stadt durchlief, der Rathsherr wolle den Lutram römisch Recht studiren lassen, da gab es allerorten großes Aergerniß und die Meisten prophezeiten dem Hochmuth einen tiefen Fall. Viele in der Bürgerschaft aber sahen es mit stolzem Behagen, denn es war der erste Fall, daß ein Zünftiger studirter Doctor werden wollte; auch dieses hatten Hausgenossen und Münzer von je als Domaine für ihre jüngeren Söhne betrachtet und die fecke That des Eytelfritz machte ihm unter den Geschlechtern noch mehr Feinde als vorher. Ihr Dichten und Trachten ging darauf, da sie vorläufig den Fritz nicht aus dem Rathe hinausbeißen konnten, dem Lutram den Makel unehelicher Geburt nachzuweisen; das hätte ihn, und hätte er alle Tugenden und Kenntnisse der Welt besessen, unfähig gemacht, zu jedem, auch dem geringsten Aemtlein. Dem Eytelfritz aber war nicht beizukommen, er erklärte den Lutram für ehelicher Leute ehelich geboren Kind und nahm ihn feierlich vor dem versammelten Rathe an Kindesstatt an. Nun ward dem Pfeile, der gegen ihn geschleudert wurde, die Spitze abgebrochen, und dem Lutram stand nichts im Wege mehr, ja bis zum kaiserlichen Rathe und Geheimschreiber konnt' er es bringen. Da

warf er selbst sich wieder einen Stein in den Weg. Draußen am Rhein stand der alte Zollthurm; er war oft dorthin gekommen mit dem Pflegerater, der seine Waaren und Schiffe löste, oft später allein, um an Statt des Vaters es zu besorgen, wenn diesen die Pflicht auf den Netscher rief. Aber gar oft war weit und breit kein Schiff zu sehen, keine am Ufer aufgestapelten Waaren, und doch sah man den Lutram in seiner schwarzen Scholarenracht dem Zollthurme zugehen. Die ihm wohl wollten, priesen ihn deswegen, denn es galt ihnen für ausgemacht, daß der fleißige Baccalaureas dort am stillen Ufer, wo der Rhein in einsamer Erhabenheit seine Wogen durch die schweigende Waldung rollte, seinen Studien obliegen würde. Diejenigen aber, die zu den Mißgünstigen gehörten, hatten es bald herausgebracht, daß nicht um ungestörter Studien willen der Lutram das weidenumbuschte Ufer des Stromes aufsuchte, sondern um eines gar sonderlichen Schazes willen, den der alte Zollthurm hegte. Des Zöllners einziges schönes Töchterlein Mechtild mit den glänzenden Braunaugen und dem dunkeln, um die weiße Stirn gelegten Jöpsfkrantz war es, das den jungen Gesellen herauslockte und ihn im Anschauen des verachteten Zöllnerkindes die hohe, stolze Dame Justitia ganz vergessen ließ.

Das war Wasser auf die Mühle der Reider; denn wenn der Lutram sich so weit vergaß, mit einem Sprosse der verachteten Zunft der Mütter in Ehe treten zu wollen, so war das so schlimm wie uneheliche Geburt, und die schöne Hand der Zöllnerin schloß ihm auf ewig die kaiserlichen und städtischen Canzleien. Die Reider und Mißgünstigen, die der Eytelfritz hatte, ließen es nicht laut werden; je stiller sie sich verhielten, um so eher tappe der Zunge in's Garn, dachten sie. Aber auch dem Fritz mußten die häufigen Gänge des Sohnes aufgefallen sein, zu guter Stunde entschloß er sich und sandte den Sohn nach Straßburg.

Da hörten die Weidenbüsche am Ufer kein Liebesgeflüster mehr, nur noch einmal an einem Abend erstickten Thränen und halblaut gesprochene Schwüre ewiger Treue. Dann war der Lutram auf seines Vaters Schiff langsam rheinaufwärts gezogen, und wenige Tage nachher, da er geschieden, hatte am Hofe zum Mandelbaum, am Hofe der Beguinen, ein Mägdlein die Schelle gezogen und verlangt, daß man sie zur Frau Martha führe. So hieß die Oberin der Beguinen, jener werktthätigen, weltlichen Nonnen, die nach dem Vorbilde Martha's, die der Herr lieb hatte, in treuer emsiger Arbeit zum Wohle ihrer Nebenmenschen den besten Gottesdienst erkannten. Ein deutsches

Weib hatte vor Jahrhunderten diesen Orden gestiftet, Eine, die die Hände nicht müßig zu lassen meinte, indem sie dem Herrn diene, und die den Sonntag nicht geschändet glaubte durch treue Dienste. Die heilige Begga war es, Pipin von Landens Tochter, die Mutter Pipins von Heristall, die Stammutter der Karolinger; sie war die erste Martha der Beguinen. Von den Ardennen, wo sie den ersten Beguinenhof gegründet, ließen die Zweige aus, die, selbst Bäume werdend, so segensreiche Früchte tragen sollten.

In allen Nöthen waren die Beguinen bereit, zu jeder Hülfeleistung erbötig; in die Siechenhäuser, in die von der Krankheit verpesteten Gassen, die Jedermann mied, traten sie ein, ihre fleißigen Hände webten und strickten, baktten und wuschen; den Nackenden brachten sie Kleidung, die Hungrigen speisten sie und in die Höhlen der Armuth und des Schmutzes brachten sie Luft und Reinlichkeit.

Die Beguinen im Hofe zum Mandelbaum waren hoch geehrt und geliebt, ihrer Martha wurden freiwillig und unbewußt fast alle jene Ehren, welche das römische Volk den Priesterinnen der Vesta zugestand.

Als das Mädchen, das die Schelle am Hofe zum Mandelbaum gezogen, vor der Martha stand und die wollene Kappe gefallen war, die ihren Kopf verhüllte, da sah die Frau der Beguinen in ein wunderbar schönes, kindlich reines Antlitz, aus dem braune, vom Weinen getrüübte Augen stehend sie anblickten. Da ward der Martha das Herz weich, es war ihr, als rührten alte Schmerzen an das ruhige Herz und ließen vernarbte Wunden wieder frisch bluten. Mitleidig nahm sie des Mädchens Hände, legte sie den dunklen schönen Kopf an ihre Brust und sprach: „Du sollst genesen, Mechtildis, aber drei Jahre der Probe gebe ich Dir, denn Du bist jung und kannst nicht bestimmen, ob ein freudigeres Leben Dich mehr locken würde. Arbeite und bete, lasse Dein armes Herz zur Ruhe kommen und willst Du nach drei Jahren nicht anders, so bleibe bei uns; hat Gott aber anders über Dich beschloffen, so widerstrebe seinem heiligen Willen nicht. Wo wir sind und was wir treiben, wir sind allerorten Mägde des Herrn.“

So blieb die Mechtild im Hofe der Beguinen als ungeschworene Gehülfin; aber bald war sie der eifrigsten und arbeitsamsten Eine, in Arbeit und Gebet blühten die Rosen auf ihren Wangen wieder auf, ihr Schritt durch die Gassen in die Häuser der Armuth und Noth ward wieder leicht wie der eines Rehes, sie war der Liebling der Martha geworden, aber auch ihr verschwieg sie, was sie in den Hof zum Mandelbaum getrieben; ihr Liebesge-

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten

heimlich trug sie wie ein Kleinod im Herzen verborgen. Von dem Lutram, der nach Straßburg gezogen war, hatte sie nie mehr etwas gehört.

II.

Während die Bürger in der Schänke des Psittich noch hin und herredeten, der Eine oder der Andere auch schon aufgestanden war, um nach Hause zu gehen, und das Gespräch zu verstummen drohte, war draußen auf der Straße Lärm und Tumult entstanden; man hörte verworrene Stimmen in die Hinterstube des Psittich hereinschallen, das Auftreten Vieler in eiligem Lauf Begriffener, den grellen Schrei einer Weiberstimme und dann Klirren wie von Waffen. Zu gleicher Zeit ward die Thür der Schänkstube aufgerissen und athemlos stürzte ein Küferknecht herein.

„Was ist's, Jörg?“ riefen ihm die Meister entgegen.

„Gewaltthat, Gewaltthat!“ rief der junge Knecht, „das frechte Bubenstücklein, das die Hausgenossen je verübt.“

„Was ist's, rede?“ fragte der Meister Goldschmied. „Nicht Alle auf einmal, ruhig, Jörg, was ist?“

„Die Schaffe zu der Ecke“, berichtete der Knecht.

„Die losen Buben!“ unterbrachen ihn die Meister, „was thaten sie?“

„Ihr kennt, Ehrsame, des Fischerlutz junge Hausfrau, die Gissel — der Ulrich Schaff hat ihr nachgestellt, da sie noch lebendig war, aber die Geislin hat ihm die Wege gewiesen und ist ehrbar unterm Kranz in des Lutzen Haus gezogen; da streicht ihr der Schalk nach seitdem, sendet ihr Kuppelweiber mit Geschenken in's Haus, die Geislin aber sperrt vor ihnen die Thür und hält sich vor dem Herrlein wie im Kloster, wollt' auch dem Manne nichts davon sagen, weil sie sich dessen geschämt. Was aber geschieht, der Lutz ist auf den Rhein hinausgefahren und die Gissel allein im Hause, da bringt mit Gewalt der Ulrich Schaff zu ihr ein —“

„Es ist das erste Stücklein nicht des bösen Buben“, grollte finster einer der Meister, „aber was weiter? Des Lutzen Haus liegt einsam.“

„Gott hat gesorgt“, antwortete der junge Knecht. „Dem Lutz ging ein gewaltiger Hecht in's Netz und schon dankt er Sanct Petern für den glücklichen Fang, aber der Hecht zerriß die Garne und schnellte sich in das Altwasser zurück, da ging der Lutz ein neu Garn holen, er wär' sonst nicht nach Hause gekommen unterdessen. Daß ich's kurz mach', des Lutzen Fischermesser

hat dem Herrlein einen Denkjettel geschrieben, der ihm die Lust in Wehleid gewendet hat; jetzt ist laut Halloh in den Gassen, die Schaarknechte sind hinaus an den Rhein, den Luz zu fangen, und die Knechte haben soeben das blutende Herrlein, das Wildfrüchtlein, seiner Frau Mutter vor die Stiegen gelegt.“

Der Bericht des Knechtes trieb Meister und Wirthsleute auf die Gasse, wo eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte. Nicht die freche That des jungen Patriciers allein regte die Gemüther so sehr auf, man hatte von den Schaffen zu der Ecke schon mehr dergleichen gehört; aber das war es, daß die Hausgenossen, statt mit ihrem Unwillen den Sittenstörer zu strafen, laut und lärmend die Bestrafung des Mannes verlangten, der sein Hausrecht gewahrt hatte. Gewaffnet stürzten die jungen Patricier auf die Straße; den zürnenden Worten der Zünftigen, die für die freche That des Einzelnen die ganze leichtfertige Sippe verantwortlich machten, warfen sie kecke, höhnische Reden entgegen; ja, einer der jungen Edelleute, ein buntgeputzter Fant, schwur, daß für jeden Tropfen Blut, der aus den Adern des Ulrich geflossen, er einen Becher voll Thränen zapfen wolle. Besonders Einer geberdete sich wie besessen, und ein unbefangener Zuhörer würde in Zweifel gekommen sein, ob er sich mehr über die Unermüdllichkeit seiner Lungen oder über den Vorrath von Schimpfworten wundern sollte, mit welchem Gottschalk Schaff zu der Ecke über das Böbelpack loszog.

Jedoch nicht allein durch seine Reden, auch durch sein sonstiges Aeußere stach Gottschalk Schaff vor seinen anderen Standesgenossen hervor. Er war ein Mann wohl im Anfang der Dreißig. Obschon sein von Ausschweifungen durchfurchtes Gesicht mit dem unruhig hastigen Ausdruck ihm ein älteres Ansehen verlieh, so war der Anspruch an Jugendlichkeit doch um so beklissener in Anzug und Haartracht festgehalten. Das fahlblonde Haar des jungen Edelherrn fiel künstlich in Locken geordnet um das glatt rasirte Gesicht, dem schwächtigen Leib lag die doppelfarbige Tuchgewandung mipartie nach der barocken Mode der Zeit eng und straff an. Junker Gottschalk war sein eigen lebendig Wappenschild, das in grünem Feld einen goldenen Widder zeigte. Die rechte Brustseite und das linke Bein war in gelbes, die linke Brust und das rechte Bein in grünes Tuch gehüllt, von den Hangeärmeln, aus welchen die mit rothem Seidenzeug bekleideten Arme grell hervorstachen, von den zackigen Schößen der Jacke hingen silberne Glöcklein herab, die bei jeder der hastigen Bewegungen des Edelherrn bimmelten und klangen, nach dem Spruche: „Wo die Herren springen, die Glöcklein klingen.“ Die rothen übermäßig

langgeschnäbelten Schuhe waren mit den Spitzen über den Knöcheln aufgebunden; an jeder Schuhspitze klang eine silberne Glocke. Selbst die rothe Kappe, von der zwei Federn, grün und gelb gefärbt, steif und gerade in die Luft standen, war noch mit kleinen Silberglöcklein verziert. So narrenhaft der ganze Anzug auch erscheinen mag, damals, als Junker Gottschalk Schaff zu der Ecke klingelnd durch die Gassen des alten Speyer schritt, mochte wohl manch ein ehrfamer Zünftler, manch eine Matrone den Kopf geschüttelt haben über die höfische Pracht, mancher Junggeselle mit Neid und manch Jungfräulein mit Bewunderung ihn nachgeblickt haben; Keinem aber mag es eingefallen sein, daß just so wie es anno 1327 edel und herrenmäßig war, eine spätere Zeit sich ihre Schalksnarren und Fastnachtsgecken denken würde, denn so wie Junker Gottschalk, wenn auch weniger bunt und prächtig, waren die Hausgenossen fast alle gekleidet, die jetzt mit zornigen Reden und mit ihren Wehrgehängen rasselnd dem Altpörtel zustürmten, von dem schreiend und stoßend eine Menschenwoge sich herwälzte, aus welcher die Spieße der städtischen Schaarknechte hervorblinnten.

„Sie haben ihn, sie haben ihn!“ schrienen die Hausgenossen. „Auf den Salzhurm mit dem Schächer!“

„Sie haben ihn“, grollte es leise durch die Haufen der Zünftler; „sie haben den Mann gefaßt, der an einem Buben seines Hauses Ehre gerächt, sie führen ihn wie einen Verbrecher zwischen den Knechten.“

„Abelig Blut, von einem Hinterlassen vergossen, das schreit nach Rache“ rief Junker Gottschalk. „Edle Herren, 's ist nicht mein Bruder bloß, nach dem der Gauch das Messer gezückt, der Hieb ist gegen uns Alle, gegen die Abelsgenossenschaft gerichtet; wir sind die Gekränkten, wir verlangen den Sünder ausgeliefert uns zur Buße.“

„Uns, uns den Gauch!“ schrienen die Hausgenossen.

„Des Kaisers Gericht, der Stadt Gerechtsame!“ riefen die Zünftler.

„Den armen Mann los!“ brüllte das Volk, das die Gruppe der Schaarknechte, die den Lutj gefangen hielt, umdrängte.

„Stoß, Widder, stoß!“ rief ein junger Patricier, auf das Wappenbild des Gottschalk Schaff anspielend, jag die Hämmerl aneinander!“

Ein gelles Lachen stieß der Junker als Antwort auf diesen Zuruf aus und wie ein Blitz zuckte sein Schwert durch die Luft, aber die leichte Waffe schlenderte der Schlägel eines handfesten Gerbers zurück, daß sie in einem

weiten Bogen über die Köpfe der Menge springend klirrend auf dem Pflaster niederfiel.

„Auf sie, auf sie!“ schrie die Menge, und in wirrem Gebalge mischten sich die bunten, schlanken Gestalten der Edelherrn mit den untergesetzten, dunkelgekleideten Gesellen zu einem unentwirrbaren Knäuel. Die Schaarknechte stießen ohne Wahl links und rechts in den Haufen hinein, Alle lärmten, stießen und zerrten; nur Derjenige, dem der ganze Auslauf gegolten, der Luz, schaute wie geistesabwesend in den lärmenden Knäuel hinein. Er war ein sanfter, stiller Mensch gewesen sein Lebenlang, demüthig gegen die Vornehmen, die er für eine bessere, feinere Menschengattung hielt, und da er nie mit ihnen in Berührung gekommen und sich auch als einer armen Zunft angehörig nicht in den Streit der Zünfte gemischt, so war er nicht in den Fall gekommen, sich vom Gegentheil überzeugen zu können.

Alles was geschehen, war Luz noch selbst wie ein Traum. Er wußte nicht, wie das Messer in seine Hand gekommen, dem der rothe Lebensstrom des jungen Geschlechters in heißem Bogen nachgesprungen, aber — die Gissel, das Höchste, das Heiligste, was er besaß! — und brennend roth trieb ihm die Wuth und Scham das Blut ins Angesicht, er hätte den Todten mit seinen Zähnen zerreißen mögen, — dann aber schlich es ihm kalt durchs Herz — war er denn wirklich todt? und todt von seiner Hand, der junge Edelherr, den er so oft lachend am Rhein hatte hinreiten sehen, vor dem er tief die Klappe gezogen, den er noch vor wenig Tagen mit dem Federspiel auf der Hand hatte zur Keiherbeize ausziehen sehen, und die Herbstsonne hatte auf seinem gelben Haar, auf seinen bunten Federn goldene Lichter angezündet — war der funkelnde prächtige Vogel hinabgestoßen worden von einem grauen, gemeinen Sperber?

Er wurde hin und her geschleubert in dem Gemenge, er merkte es kaum; seidenbekleidete Arme hielten ihn fest und pechgeschwärzte oder rußige Fäuste rissen ihn wieder los, wie gerade die Waage zu Gunsten der Herren oder des Volkes schwankte. Seine Jacke war zerrissen und in Fetzen hing das Hemd daraus hervor, das die Gissel selber gesponnen und gebleicht, die Gissel, die jetzt daheim die Hände wund rang und die Augen blind weinte vor bitterem Weh.

Da, wie er sinnlos und gleichgültig Alles mit sich geschehen ließ, wie die wieder gesammelten Herren bedrohlicher auf ihn einstürmten, da fiel ein Wort in seine Betäubung, das ihn wieder aufriß. „In den Domnapf!“ hieß es,

„in den Dornapf, Fuß, um Dein Leben, um die Giffel!“ Das verstand er, und als wäre ihm in der Erstarrung die Kraft doppelt gewachsen, so warf er jetzt rechts und links seine Bedränger zur Seite, bahnte er sich eine Gasse. „In den Dornapf!“ schrie es hinter ihm — „Zum Teufel!“ riefen die Hausgenossen und stürmten ihm nach.

Vor dem Dome, da, wo der Stadt Besitz den Besitz des Bischofs begrenzte, stand eine riesige steinerne Kufe; jeder neue Bischof ließ sie mit Wein füllen, bis hierher ging der Stadt Recht und Geleit, hier war neutrales Gebiet, hier schwiegen die Waffen, hier in dem steinernen Becken ward den Verfolgten ein Asyl.

„Nach dem Dornapf!“ schrie es hinter dem Flüchtigen, nach dem Dornapf!“ In dem einen Gedanken brannten alle Fähigkeiten seines Geistes, alle Kraft seines Leibes zusammen.

Wie die Meute dem flüchtigen Wilde, so setzten die Herren dem Fischer nach, der vor ihnen her lief mit flatterndem Haar, mit glühender Stirn, um dessen leuchtende, nackte Brust die Fesseln des zerrissenen Hemdes flogen; sie waren geübt in allen ritterlichen Künsten, im Springen nach dem Speer und dem Ziel, aber der arme blöde Fischer — er sprang um sein Leben; und hinter ihm nach, hinter dem Manne in den grauen, zerrissenen Lumpen die regenbogenglänzende, klingelnde Schaar des jungen Adels.

Durch die breite Gasse in wilder, entsetzensvoller Flucht stürmte der Geängstigte dahin, Häuser mit Erker und Balconen, Kirchen und Paläste verschwammen ihm in eine stimmernde Linie — nach dem Dornapf!

Da, da sah er ihn vor sich. Einen wilden Schrei wie nicht aus einer menschlichen Kehle stieß er aus und sank kraftlos daneben zusammen. Ein höhnisches Lachen seiner Verfolger begrüßte die verunglückte Flucht. Vor Allen sprang Junker Gottschalk voran; seine künstlichen Locken waren strähnig und aufgelöst, sein sonst so fahles Gesicht sprühte jetzt Flammen der Wuth und der blutigen Begier, die langen zerschlitzen Hangeärmel flatterten hinter ihm her und die im Gemenge noch übrig gebliebenen Glöckchen schlugen unharmonisch aneinander. Mit einem Saße, den gezückten venetianer Doldch in der Hand, sprang er gegen den unglücklichen Zusammengesunkenen heran, der gebrochenen Auges wie ein zu Tode gehegtes Wild den Gnadenstoß erwartete. Da, zwischen den Geschlechtern und den armen Pfahlbürger trat die dunkle Gestalt eines Mannes, ein paar kräftige Arme hoben den Gesunkenen empor und ließen den Ohnmächtigen über den Rand der Dornschnüffel

in das bergende Asyl hinabgleiten. Ein Wuthgeheul der Patricier folgte dieser That, ein jubelnder, vielstimmiger Schrei der Volksmenge: „Ehtelfritz hoch!“

„Ihr habt den Verbrecher, den uns Verfallenen uns entzogen, dafür seid Ihr uns Buße schuldig“, schnaubte der Junker Gottschalk den Bürger an.

„Reißt ihn heraus aus der Schüssel“, schrieen einige Edle.

„Freistätte!“ grollte es drohend im Volk, das aus den Gassen in größerer Masse herbeiströmte.

„Laßt ihn drinnen“, höhnte der Schaff zu der Ecke, „wir wollen das Asylrecht hüten helfen.“ Mit diesen Worten setzte er ein kleines silbernes Horn, das an einer Kette ihm um den Hals hing, an den Mund, ein schmetternder Metallton drang über die Köpfe der versammelten brausenden Menge hinweg in die Höfe und Gänge der umliegenden Adelshäuser, deren Thore sich öffneten und Schaaren von gewaffneten Dienern, die Wappenbilder ihrer Herren auf Aermel und Rücken gestickt, heraus sandten zur Hülfe der bedrohten Hausgenossen.

Die meist unbewaffnete, in ihrer großen Mehrheit aus Lehrlingen bestehende Volksmenge war bald zurückgedrängt, und in geschlossenen Reihen stellten sich Herren und Diener um den Donnapf herum, dessen Asylrecht sie nicht zu verletzen wagten, das sie dem dahin Geflüchteten aber zur Hunger- und Todeskammer zu machen gewillt waren, wenn nicht die Verzweiflung den Mann sich selbst in ihre Hände liefern ließ.

Der Ehtelfritz, der allein noch neben dem Donnapfe aufrecht stehen geblieben, erkannte mit tiefem Schmerz die grausame Absicht der Hausgenossen; vergebens suchte er die Erhitzen von ihrem Vorhaben abzubringen und bewies er ihnen, daß sie kein Recht hätten, einem Schutzbürger der Stadt die Wohlthat ihrer Gerechtigkeit zu versagen, seine Worte fanden nur höhnische Entgegnungen.

„Werft ihn auch hinein!“ rief Einer, „dann wollen wir die Zwei hüten“, und bedrohlich schloß sich der Ring der Gewaffneten enger um das gefährdete Asyl, um die Gestalt des ruhig daran lehrenden Mannes.

Aber wie jetzt Gottschalk Schaff, erhitzt vom Zuruf seiner Gefährten, halb trunken von Wuth und Rachgier, die Hand auf das dunkle Wamms des Bürgers zu legen wagte, da schüttelte dieser die Hand los, wie man ein ekelhaftes Insect von sich zu schleudern pflegt. „Wahrt Euch, Gottschalk Schaff!“

rief er, „Ihr seid weder auf Eurer Burg Neuhofen noch in Eurem Hause Affalterloch, wo Ihr die auf der Heerstraße Ergriffenen dahin werft, wo weder Sonne noch Mond sie bescheint, bis das Lösegeld des Straßenraubes Euch die silbernen Glöcklein bezahlt. Wahrt Euch, sag' ich, denn es mag Euch ein Tag kommen, da kein Asylrecht Eure Verbrechen vor den Rächern schützt!“

Der Eindruck dieser mit lauter Stimme gesprochenen Worte war ein übermächtiger. Todtenbleich, als hätte ein Schlag sein Leben bedroht, taumelte der Junker zurück, die Muskeln seines Gesichts zuckten und arbeiteten, große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und unter den zusammengezogenen Brauen hervor warfen seine Augen scheue, ängstliche Blicke auf die betreten zurückweichenden Standesgenossen.

Der Straßenraub war noch nicht so weit gediehen, daß er dem Ritter zur Ehre gereicht hätte, wenngleich es diesen in den Reihen seiner Standesgenossen nicht gerade vollkommen entehrte. Ein Geschlecht aber, einen adeligen Freibürger dieser Stadt, die unter Kaiser Rudolph's glorreicher Führung auf Weilen weit alle Raubnester zerstört hatte, geradezu des Straßenraubes zu bezichtigen, das war mehr als erlaubt.

Wohl waren Veraubungen in letzter Zeit auf offener Straße und im Rechholz geschehen, wohl hatte man gegen die Junker Schaff zur Ecke gemurrt, die so wenig aus ihren Burgen die Sicherheit der nächsten Stadtumgebung zu wahren wußten, aber daß der Raub aus Burg Neuhofen selbst geschehe, daß das wehrliche Haus Affalterloch gestohlene Schätze und gefangene Kaufleute verberge: das hatte noch Niemand zu sagen gewagt. Doch nur kurz währte die Betretenheit der Adelligen; rasch fühlten sie, daß auch selbst dann, wenn diese Beschuldigung nicht ohne Grund sei, sie um ihrer selbst willen genöthigt seien, für den angeschuldigten Standesgenossen aufzutreten. Aber auch der Junker hatte sich wieder gefaßt, und mit dem Ausruf: „Du Lügenschlange, Dir will ich das Zischen verleiden!“ sprang er mit geschwungenem Dolche auf den Eytelfritz zu.

„Recht so, recht so, gieb's dem Gauch!“ tönte es aus den Reihen des Adels.

Einen unsäglich verächtlichen Blick warf der Eytelfritz auf die buntgeputzte Schaar, aber obschon er mehr als einen blanken Stahl gegen sich gerichtet sah, behielt er seine kalte Fassung, griff er nicht einmal nach der Waffe, die ihm vom Gürtel hing. „Denkt Ihr durch meinen Tod meinen freien Rathsitze dann einnehmen zu können, Gottschalk Schaff?“ fragte er spöttisch den Junker.



Ein Ritt um die Freiheit.

Ein paar kräftige Arme hoben den Gesunkenen empor u. f. w. (S. S. 198.)

„Du Hund!“ knirschte der Patricier. Aber die Worte hatten doch die geschwungene Waffe sinken lassen, denn noch zu guter Zeit erinnerte sich der Rasende, daß man einen Rathsherrn nicht so leicht niederstoßen dürfte als einen armseligen Pfahlbürger, auf dem eine Blutschuld haftete.

Das Volk war vom Ring der Gewaffneten von der letzten Scene abgesperrt gewesen und hatte sich deshalb, sie in ihrer Bedeutung nicht ahnend, ziemlich ruhig verhalten. Jetzt entstand in der Volksmasse wieder ein Gewoge, eine befehlende harte Stimme wurde laut und die Speere einer namhaften Anzahl Schaarknechte schwannten über den Köpfen der auseinander weichenden Menge. „Ruhe, in des Kaisers Namen!“ gebot jetzt die Stimme und vor dem Manne, der in den Kreis trat, wichen achtungsvoll die jungen Hausgenossen zur Seite. Es war ein Mann von imponirender Persönlichkeit, vor dessen Befehl der laute Lärm verstummte und die erhobenen Waffen sich senkten: der Münzmeister und oberste Vogt Ebelin vorm Münster. Sein dunkles Haar fiel nur wenig ergraut noch unter dem mit einer einzigen Reiherfeder gezierten Sammetbarett hervor, der charaktervolle, kühne Schnitt seines Gesichts erinnerte an das römische Gepräge, wie ja auch aus altrömischen Patricierblut abzustammen die Familie der Ebelin vorm Münster sich rühmte. Er trug den Bart geschoren, wie es der Brauch des Adels war, und erinnerte dadurch noch mehr an die Köpfe der spätrömischen Zeit. Den vollen Bart zu tragen galt damals wie seiner Zeit in Rom als barbarisch; nur der gemeine Mann und, in Erinnerung an den großen Karl, der höchste allein in Deutschland, des römischen Kaisers geheiligte Person, trug noch den vollen Bart. Außer der Haartracht und den Schnabelschuhen erinnerte aber der Mann im dunklen, zobelbesetzten Sammetrock wenig an die herrschende Tracht des Adels; er schien ernsteren früheren Jahrhunderten anzugehören, welchen die Leichtfertigkeit der jetzt herrschenden Sitten und Trachten noch unbekannt gewesen. Dagegen zeigte sein Gesicht den Ausdruck eines fast maßlosen Stolzes und einer rücksichtslosen Härte.

„Was geht hier vor?“ fragte er, und sein dunkler Blick, der nur im Vorüberstreifen den Eytelfriz getroffen, wandte sich gegen den Junker Schaff. „Was soll's mit dem Manne?“

Den Schimpfreden und den Bedrohungen der Hausgenossen gegenüber hatte der Eytelfriz seine Ruhe bewahrt, dem ausgesprochenen Hochmuth und der Geringschätzung aber, die Wort und Benehmen des vornehmsten Mannes der Bürgerschaft athmete, entgegen kochte dem zünftigen Rathsherrn das Blut.

„Ihr kommt sehr spät, Euch darnach zu erkundigen und zu thun, was Eures Amtes ist, Herr Vogt!“ rief er dem Patricier zu.

Ein Blitz der Wuth und des mühsam verhaltenen Ingrimm's loderte aus den Augen Ebelins dem Eytelfritz zu, aber sich bezwingend, wandte er sich zu einem der Geschlechter, dessen ruhigere Haltung ihn vortheilhaft vor seinen Genossen auszeichnete: „Redet Ihr, Herr vom Retschlin, was ist's?“

Der vom Retschlin, dessen Geschlecht von dem uralten Rathssitze, dem Retscher, sich nannte, berichtete nun, jedoch stark in seiner Parteiliebe gemalt, den ganzen Hergang; aber als er ihre Forderung, den Luz zur Buße überantwortet zu bekommen, genannt, fiel ihm der Eytelfritz in's Wort.

„Ihr habt Eure Sache vorgetragen, Herr vom Retschlin, mir aber an der Statt gemeiner Bürgerschaft geziemt es, daß ich das Recht des armen Mannes vertrete, und kraft dieses fordere ich Euch auf, Ebelin vorm Münster, des Kaisers und dieser Stadt bestellten Vogt, daß Ihr den Lauf der sündlich unterbrochenen Gerechtigkeit fördert, dem armen Menschen im Domkapf Schutz und Schirm und eine gerechte Verhandlung seiner Sache zusichert und den Gottschalk Schaff zu der Ecke als einen Stadtfriedensbrecher vor das Gericht des Rathes stellt.“

Ein unbeschreiblicher Tumult folgte diesen Worten, und nur mühsam gelang es dem Ansehen des Vogtes, die Ruhe, wenn auch so unvollständig als möglich, wieder herzustellen; er durfte kraft seines Amtes eine Vergewaltigung des kühnen Mannes nicht zulassen, aber doch hatten ihn dessen Reden und die Forderung, einer, wie er sich wohl bewußt war, nur einseitig erfüllten Pflicht besser zu genügen, auf's Bitterste getroffen. Seine dunklen Augen sprühten Blitze, seine finsternen Brauen zogen sich drohend zusammen und mit erhobener Hand trat er dem Manne ein paar Schritte näher, der ihn erwartete, mit einem Ausdruck des Hasses, der seinen sonst so wohlwollenden Zügen vollkommen fremd schien. Wie zwei gereizte Lenen, zum tödtlichen Sprunge bereit, blickten der Patricier, der Oberste der adeligen Genossenschaft, und der Zunftmeister der Rheinkaufleute einander an; gespannt erwarteten die Hausgenossen und das durch die in den Reihen derselben entstandene Lücke eingebrängte Volk den weitem Verlauf der Dinge. Da, als es schien, daß eine heftige Zornthat den wilden Blicken und bösen Reden folgen sollte, da klang durch die entstandene Stille über die Volksmenge hin das Züggelcklein, und aus der Masse des Volkes rief es: „Platz für die Martha der Beguinen vom Mandelbaum!“

Die noch gerade so gespannt erregte Volksmenge wich jetzt auseinander; wie einst das römische Volk vor dem streifigen Wollengewande der vestalischen Jungfrau, so jetzt vor dem dunklen Wollenrock, der groben Schürze und der schlichten Leinwandhaube der Mutter der Beguinen.

Ruhig trat die Martha in den Kreis des Adels; ihrer auch in der groben Umhüllung noch immer königlich erscheinenden Gestalt folgte die schlanke feine Gestalt Mechtild's mit verdecktem Korbe; sie gingen, das letzte, traurige Amt in einem gemiedenen, von der Pest bezeichneten Hause zu verrichten, dorthin, wohin selbst der Priester mit dem Venerabile nicht, kaum der Todtengräber sich wagte.

„Gottesfrieden!“ grüßte die Martha mit milder Stimme, und vor ihr beugten sich die Köpfe der feststen der Hausgenossen im andächtigen Grusse. Ihr großes, dunkelsanftes Auge, um das die Schatten vergangener Schmerzen lagen, richtete sich auf die Gestalten der beiden sich feindlich gegenüber stehenden Männer, ihre bleiche, feine Hand hob sich unmerklich wie zur Abwehr. Dem Blicke der Martha begegneten die Blicke der Gegner, schein suchte Ebelin's Auge den Boden, während in den Augen des Ehtelfritz ein Strahl aufblitzte wie eine Freudenbotschaft, um aber, rasch wie er gekommen, der tiefsten Niedergeschlagenheit, dem herbsten Schmerzensausdruck Raum zu machen.

Sah die Martha das Spiel der wechselnden Empfindungen im Antlitze des Bürgers, weil der lange Blick, den sie im Vorüberschreiten auf ihn richtete, ihm Muth, Muth zuzurufen schien? Die Martha ging vorüber, und gesenkten Hauptes, halb wie ein Träumender, schlug der Ehtelfritz den entgegengesetzten Weg ein, nachdem er noch gehört, wie dem armen Manne im Domnape seines Lebens frei Geleit und seiner Stadt Gerechtigkeit zugesichert worden war trotz der gemurrten Gegenreden der Hausgenossen.

Die Schaarknechte nahmen den Fuß in ihre Mitte und führten ihn auf den Salzhurm und in gereizter Stimmung verlief sich Adel und Volk.

III.

Im Stammhause der Ebelin, dessen palastartige Fagade dem hohen Münster gegenüber lag, war es öde und still, denn das uralte Geschlecht stand nur auf zwei Augen. Dem Münzmeister war kein Kindersegen geworden und seit Jahren lag ihm auch die Gattin in der steinernen Gruft unter

Ect. Guido, die seit Jahrhunderten Alle seines Geschlechts zur ewigen Ruhe hatte hinabsteigen sehen.

So reich und vor allen Anderen angesehen dieses Haus aber auch war, schon seit Jahren schien ein Bann darauf zu liegen, Alles war düster und trübe, was mit ihm in Beziehung trat. Einsam, nur von wenigen alten Dienern umgeben, lebte Ebelin vorm Münster in seinem stillen Palaste, nur in Amtsgeschäften kamen seine Standesgenossen zu ihm, noch seltener die Geistlichen des Capitels. In den dunklen Hallen war daher der Junker Gottschall Schaff eine auffallende Erscheinung, und die fabelhaften Steinungeheuer, die am Ausgang der Treppe die Wappenschilder in ihren Löwentagen hielten, sie schienen verdrießliche Gesichter ob des Glöckchengebimmels zu schneiden, das jeden Tritt des Junkers begleitete, dem ein Diener die Treppen hinaufleuchtete. Das rothe Licht der vorangetragenen Fackel verschwand jetzt in einem tiefen, dunklen Gänge, eine schwere Eichenthür, deren Flügel im unsicheren Fackelschein die darauf gemalten biblischen Darstellungen halbwegs erkennen ließ, that sich auf und die Stimme des Vogtes und Münzmeisters hieß den Sprecher der Hausgenossen eintreten. Herr Ebelin brauchte nicht zu fragen, was den Junker herführte, er kannte den Grund nur zu gut, und heißer, sehnlicher wünschte Keiner die Mitregentschaft der Zünfte gebrochen zu sehen als der stolze Münzmeister, aber neu war ihm die heftige Weise, in welcher der Heißsporn der jungen Hausgenossen ihm, dem energischsten Feinde der Zünfte, ein Hinneigen zu diesen vorwarf. „Hätte Eure Weisheit nicht die Gelegenheit beim Schopfe fassen und den frechen Rädelsführer des Pöbels packen können?“ polterte der Junker, „statt dessen lasset Ihr Euch und uns von ihm beschimpfen und ihn dann frei ziehen. Glaubt mir, dieser Eytelfritz, das ist der Kopf dieses unslätigen Leibes, den sie die gemeine Bürgerschaft nennen; schlaget Ihr diesen ab, so fallen Euch die Glieder von selbst zu.“

„Junker Gottschall“, entgegnete der Münzmeister, „ich will Euch nicht vom Rechte reden, denn Ihr nehmet's leicht damit, aber den Vorwurf, unserer Sache geschadet zu haben, werf ich von mir auf Euch zurück. Euer wüstes Treiben schadet uns mehr als Eure Worte nützen; oder meint Ihr, der heutige Straßenlärm sei darnach angethan, um den gemeinen Mann sich willig unserer Mund zu fügen, wenn er sich solcher Dinge zu gewärtigen hat?“

„Nach des Pöbels Behagen oder gutem Willen frag ich auch nicht!“ rief der Junker patzig; „mir ist's genug ihn unter unsere Botmäßigkeit gezwungen zu wissen.“

„Und Ihr meint, das ginge mit Geschrei auf der Gasse und Schlägereien mit den Gesellen?“ fragte der Münzmeister höhnisch; „ich gestehe Euch, das ist nicht mein Feld, denn ich hab' mich weder vor Burg Neuhofen, noch vor dem Hause Affalterloch auf der Straße getummelt.“

Der Junker biß sich auf die Lippen, aber er bezwang sich und steckte den Hieb ein, denn der Münzmeister war nicht nur der vornehmste, er war auch der reichste der Innung, und bei Dem, was die Hausgenossen vor hatten, galt es vor Allem der Geldhülfe des Münzmeisters. Geschmeidiger fuhr daher der Junker fort: „Lasset uns über das Vergangene nicht streiten, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, daß sie aber keine schlimmen, sondern nur heilsame Früchte tragen sollen, dafür lasset uns sorgen. Ich weiß und Ihr könnt dessen gewiß sein, daß der Eytelfrig die heutigen Vorgänge dazu benutzen wird, um mit Hülfe der aufgeregten Zünfte uns zu stürzen. Beugen wir dem nicht vor, so geht vielleicht kein Münzer und kein Hausgenosse mehr die Stufen des Retscher hinan und müssen wir vor jedem Zünftler als unserm Rathsherrn das Käpplein ziehen.“

Der Münzmeister antwortete nicht, aber er hatte es wohl erwogen und der Gedanke war ihm nicht nur durch den Junker erst eingeblasen worden, daß der heutige Vorfall wohl dem Funken in dem aufgehäuften Zündstoff zu vergleichen sein möge. Diese Bedenken hatten ihn auch hin und hergetrieben in den wiederhallenden, öden Gängen seines Hauses, ehe noch die Fackel dem nächtigen Besuche des Junkers vorgeleuchtet hatte. Aber wie? Das war die ungelöste Frage, denn das sagte sich der Münzmeister unverhohlen, käme es zum Straßenkampfe, so würde die Masse des Volkes die geringe Zahl der Patricier und ihre Diener zertrüben. Daß der Bischof aber auch sich gegen sie kehren würde, das unterlag dem Geschlechter keinem Zweifel. Auf welche Weise also?

Herr Ebelin schwieg und saß sinnend, den Arm auf den Tisch aufgestemmt; der Junker aber, den schwächtigen Leib vorgebogen, den Ausdruck einer Lauerfuge in dem jungen und doch verwelkten Antlitz, schien die Gedanken des Mannes aus seiner Seele herauszulesen. „Was gilt da lang Besinnen, Herr Ebelin“, sprach er, „wir sind unserer Wenige, das ist wahr, aber unser Arm reicht weit, ich weiß Euch auf den Ritterburgen Leute genug, die darnach brennen, das Pöbelpack zu zertreten.“

„Auf den Ritterburgen?“ unterbrach ihn der Münzmeister, indem eine

dunkle Röthe sein ernstes Gesicht überflog, „meint Ihr wirklich, Herr Gottschalk, den Ritteradel gegen die eigene Vaterstadt zu rufen?“

„Und was weiter?“ rief der Junker frech, „Adel zu Adel, oder gefällt's Euch besser, den Eytelfreiz als Vogt zu sehen und die Verwaltung der Rheinzölle von Eurer Schreibstube in die Stube eines Zünftlers wandern zu sehen?“

„Nein, bei Gott, nein!“ rief der Münzmeister.

„Nun dann, so schlägt den einzigen Weg ein, der uns und Euch davon rettet!“ rief der Junker. „Ihr habt Elsass und Wasgauer Ritteradel genug in Euren Pfandbüchern stehen, es sind schlechte Debitoren, sie würden lieber mit Eisen als mit Gold zahlen; macht's ihnen leicht, Euch kostets nur ein paar Striche durch eine Reihe Zahlen und Namen, und kampfgeübte Fäuste werfen die Zünfte für ewige Zeiten von den Rathsjäten hinab, wir aber sichern Euch für alle Zeit das Amt des Münzmeisters, Euch und Eurem Geschlecht, wenn Ihr es fortpflanzen wollt. Ich hab' eine schöne Schwester, Herr Ebelin, und um Euretwillen löste ich ihr Verlöbniß mit dem Kraft vom Netschlin.“

Noch zauderte der Münzmeister. Der Gedanke, die Stadt mit fremder Waffengewalt zu überziehen, war ihm zu ungeheuerlich, aber nicht lange mehr, und Stolz und Herrschsucht trugen den Sieg davon. Der Junker Gottschalk ging mit der Einwilligung des Münzmeisters, seine bösen verrätherischen Pläne ins Werk zu setzen, und mit der Hoffnung, durch die ihm gefügige Schwester, wenn sie die Gemahlin Ebelins würde, diesen selbst und mit ihm die Stadt zu regieren. Kaum aber war der Junker aus dem Hause vorm Münster herausgetreten, tief in den Mantel verhüllt, den sein Knecht ihm nachgetragen, als ein hinteres Pfortlein sich öffnete vor einer dunklen, hohen Frauengestalt. Der weißhaarige Diener, der es geöffnet und in zitternden Händen die Ampel hielt, er beugte sich tief vor der Gestalt und flüsterte: „Ach edle Frau, tritt so nach Jahren zum ersten Mal des Hauses Tochter über diese freudenlose Schwelle?“

Die Frau reichte dem greisen Diener die Hand. „Du brauchst mich nicht zu geleiten“, sprach sie, „in der langen Zeit sind mir die Räume des Vaterhauses doch nicht fremd geworden. Aber wie Du willfährig meinem ersten Rufe gefolgt, so harre auch treu meiner Rückkehr.“ Und ihr dunkles Wellengewand zusammen nehmend, schritt sie hinein in die tiefe, nur von einer Ampel matt erhellte Dämmerung des Ganges.

Herrn Ebelin vorm Münster hatte der Junker in einer leicht erklärlichen Aufregung hinterlassen. Der Gedanke an den Verrath der Stadt, den er üben sollte, stand ihm entsetzensvoll vor der Seele, aber lockender erschien ihm das hingeworfene Versprechen einer erblichen ersten Würde der Stadt, und um dieser erste Begründer zu sein, ein Fürst der Freistadt, darum wollte er Bertha Schaff zu der Ecke zum Traualtare führen, ganz rücksichtslos dagegen, daß ein Jugendgelöbniß sie an Kraft vom Retschlin band, und er die Familie der Schaff im innersten Herzen verachtete.

Der Münzmeister hörte es nicht, im Brüten und Sinnen versunken, daß hinter ihm sich leise eine Thür geöffnet und die ruhige Gestalt einer Frau aus dem Schatten ihn beobachtete; erst bei dem Rufe „Mannhard!“ fuhr er empor und starrte umher. „Mannhard!“ rief die Frau abermals und trat jetzt aus dem Dunkel hervor, „erschrick nicht, ich bin es, mein Bruder!“

„Du? Du?“ stammelte der Münzmeister, den der Schrecken fast verwirrt zu haben schien, „Du, Richmundis, in meinem Hause?“

„Ja, ich“, sprach die Frau und warf einen langen, schmerzvollen Blick umher, „ich, die ich dem Vaterhause eine Fremde geworden bin.“

„Ist es meine Schuld?“ grollte der Patricier. „Aber wohl nicht darum, um Dich hier umzusehen kamst Du hierher, die Martha aus dem Hofe zum Mandelbaum ging schon oft genug an meinem Hause vorüber, selbst als drinnen die Krankheit Opfer forderte.“

„Mich trifft Dein Vorwurf nicht“, entgegnete sanft die Martha, „Du hattest der Hülfe übergenug, mein Dienst gehört den Armen und Verlassenen, und, Mannhard, Dein Blick wick mich mir feindselig immer aus.“

„Kommst Du in der Nacht, Richmundis, um alte Dinge wieder an's Licht zu zerren?“ sagte ihr Bruder.

„Nein“, entgegnete ernst die Beguine, „nicht von Altem, von Neuem will ich reden, und in wenigen Worten. Mannhard, Du gehst gefährliche Wege, ich ahn' es, wie schwerverantwortlich sie sein müssen, halte ein auf dem begonnenen Pfade. Der Kaiser und die Stadt haben Dich mit dem höchsten Posten bekleidet, brauch' ihn zum Nutzen Deiner Stadt und Dein Andenken wird, wenn Du auch keinen Erben Deines Namens hinterlässest, ein gesegnetes, ein unvergessenes bleiben. Verbinde Dich nicht mit den Feinden Deiner Stadt in Innen und Außen.“

„Was weißt Du? Was willst Du?“ fuhr der Münzmeister heftig auf.

„Nichts weiß ich“, entgegnete sanft Richmundis Ebelin, „aber ich will

Dich retten. Geburt und Geist stellen Dich an diesen hohen Posten, bewahre ihn, aber bewahre auf ihm die Rechte der Stadt. Glaube mir, Ihr müßt erliegen im Kampfe gegen das Volk, wenn Ihr auch scheinbar einen kurzen Sieg davon getragen, Du wirst fallen, um der Hände willen, die Dich erhoben, noch trisend vom Blute Deiner Mitbürger, aber Du wirst stehen mit dem Volke und durch es. Ich bin heute zwischen Dir und meinem Gatten hindurch geschritten.“

„Kennst Du ihn noch so, Unselige?“ brauste der Münzmeister auf.

„Ewig — weder Dein noch des Papstes Spruch konnt' es ändern. Ihr konntet uns trennen für das Zeitliche, scheiden für die Ewigkeit nicht. Ja, noch einmal, ich ging zwischen Dir und dem Eytelfritz, meinem Gatten, hindurch, da Ihr mit feindseligen Blicken Euch einander gegenüber standet, ach ich hätte so gern Eure Hände einen mögen, die sich zürnend gegen einander erhoben, einen, daß sie gemeinsam schaffen am Baue des allgemeinen Wohl. Mannhard! Mannhard, mein Bruder, sieh, von eigenen Wünschen entkleidet, nur brennend für das Wohl meiner Stadt, fleh' ich zu Dir, vergiß alten Groll, vergiß den Uebermuth des Adels, sei ein Römer, ein römischer Bürger, wie unser erster Vorfahr es gewesen, dem die Stadt über die Familie ging, sei ein Christ und sieh nur Bruder und Bruder im Aermsten und Höchsten; verbinde Dich mit dem Volke, verbinde Dich mit meinem Gatten, nicht um meinethwillen, denn die Martha vom Mandelbaum hat des Weibes Hoffnung und Glück Valet gegeben mit dem ersten Schritt in den Hof der Beguinen. Aber um Deinetz, um des allgemeinen Wohles willen, verbinde Dich mit dem Volke, reiche meinem Gatten, auf dessen Verderben Du seit Jahren brütest, die Hand!“

„Genug“, sprach der Münzmeister finster, „Richmundis, aus Dir redet der Aberwitz. Deine tolle Liebe giebt Dir tolle Gedanken ein. Frau Martha“, fuhr er höhniſcher fort, „der Hof zum Mandelbaum mangelt der Hüterin, geht heim, es möchten sonst Hummeln und Bienen Eure Mandelblüthen umschwärmen. Das Tränklein, das Ihr mir zu reichen dachtet, nützt nichts, denn ich liege nicht im Fieber, und den Salbenbalsam Eurer Liebe spart für Wunden; ich aber, Frau Martha, ich, Richmundis, die Du den Namen der Ebelin geschändet, ich bin ein ganzer Mann, der ohne Hülfe Anderer, ohne Rath seiner Wege geht, sag' das dem Eytelfritz, der Dich offenbar gesendet, und sag' ihm, daß er sich wahren solle, mir gegenüber zu treten, und Dir, Frau Martha, rath' ich, mische Dich nicht in die Angelegenheiten der

Männer, ich möchte sonst die Beguinen nicht gegen Mönche und Nonnen schützen können!“

Ein Schluchzen war die Antwort. „Unselig Verblendeter!“ rief sie, „wolle Gott mein Gebet hören, daß die Stunde der Entscheidung nicht so hart auf Dich falle, als ich fürchte!“

Die Hände wie zum Gruße ausgestreckt, trat Richmundis dem Bruder näher, aber Mannhard Ebelin hielt seine Arme im Sammetpelz gewickelt, er verschmähete die Hand der Schwester, die aus der braunen Wollenkutte sich ihm entgegen streckte. Einstens ja, einstens hatte er auf diese Hand große Hoffnungen gesetzt, wollte er sie in die Hand eines Grafen legen und den uralten Stadttabel mit einem hohen Dynastengeschlecht verbinden. Da hatte in Thränen gebadet Richmundis ihm bekannt, daß sie zu Mainz in heimliche Ehe sich begeben mit Jenem, der zwar sein Spielgefährte, aber von Anfang an immer sein Gegner gewesen, mit dem Eytelfriz, dem zünftigen Rheinkaufmann.

Furchtbar war da sein Zorn aufgelodert, ohne Erbarmen gegen die in Liebe Verbundenen trat das adelige Geschlecht wie ein Mann gegen sie in Fehde. Die Ehe wurde gelöst; das Geld der Ebeline bewirkte zu Rom, daß der Papst das vollzogene Sacrament null und nichtig erklärte. In tiefer Heimlichkeit gebar die verzweifelnde Richmundis den als Bastard erklärten Sohn, mit gebrochenem Herzen trat sie ein in das Haus der Beguinen, um dort in Arbeit und opferfreudiger Thätigkeit zu genesen von den schweren Wunden, die die gewaltsame Trennung von Gatten und Kind ihr geschlagen. Auch darin handelte sie im Widerspruch mit der stolzen Familie, die es kaum verwinden konnte, daß eine ihrer edelsten Töchter, statt den Schleier der vornehmen Benedictinerin oder Cistercienserin zu wählen, die Haube und den Werktag der Beguine erwählt hatte, daß sie, die Feingewohnte, die Edelgeborene, Mägdebienste verrichtete in den Häusern der ärmsten Hintersassen und Leibeigenen. Den unversöhnlichsten Haß aber warf der Münzmeister auf seinen unwillkommenen Schwager, den Eytelfriz; doch dieser, ungefährdet von dem Uebelwollen der mächtigen Familie, ging seinen ernstesten Weg, tief die Wunde verbergend, die der römischen Klerisei erkaufte Spruch ihm geschlagen. Im Beguinenhof wußte er die Geliebte seiner Jugend, die Mutter des Sohnes, den er nicht anerkennen durfte, der bei ihm aufwuchs — ein Namenloser, den er nur auf diese Weise vor dem Haß der Familie seiner Mutter schützen konnte.

„Som Rhein.“ Bilder und Gesichten.

Das war es, dieser Name des über Alles Gebasten, was den Münzmeister sich verhärten ließ gegen die Mahnung der Schwester, lieber wollte er fallen, unter den Trümmern seines stürzenden Hauses begraben sein, als vereint zu einem Ziele mit dem Eytelfriz streben. Das Bewußtsein seines schweren Unrechts schärfte den Haß, er warf die Verantwortung seiner Ungerechtigkeit auf Den, der durch sie gelitten, und jede Verantwortlichkeit, die aus der That erwachsen würde, zu welcher er sich mit den Hausgenossen verbunden, auf den Mann, in dem er den Führer und Aufreizer des Pöbels sah.

Schmerzvoller als sie gekommen, verließ Richmundis Ebelin vorm Münster das Haus ihres Geschlechtes; aber am Morgen, da sie ihrer stillen, frommen Thätigkeit oblag, sah Niemand der Martha vom Mandelbaum die schwere Stunde der Nacht im Vaterhause an, den bitteren Schmerz, den sie gelitten, da an der Schwelle des Alters wie an den Tagen ihrer heißen Jugend der harte, stolze Bruder ihr die versöhnende Hand verweigert hatte.

IV.

Während sich diese Vorgänge in seiner Heimatstadt begaben, während die Wechtild mit stillverborgenen Thränen des fernen Geliebten dachte, weilte dieser, von Allem nichts ahnend, nur seinen Studien lebend, in Straßburg. Wohl dachte er manchmal mit heißem Herzweh an die verlassene Geliebte zurück, dann aber erinnerte er sich wieder des Gelöbnisses, das er dem Pflegevater gegeben, nichts thun zu wollen, was diesen Liebesbund fördern könne, bis er zum klareren Bewußtsein seiner Lage und den Mannesjahren näher vorgerückt sei. „Höre nicht die Stimme der Leidenschaft allein, geliebter Sohn“, hatte der Eytelfriz ihm beim Scheiden gesagt, „denke, daß indem Du ihr nicht blindlings Dich ergiebst, Du Dir und noch mehr Anderen unsägliches Leid ersparen kannst. Glaube mir, wenn ich Dir's sage, ich rede von Wunden, deren Brennen mir noch keine Zeit gelindert.“

Und der Sohn hatte versprochen der Wechtild kein Liebes- und Lebenszeichen zu senden, aber im tiefsten Herzen hielt er die Hoffnung als Palladium aufrecht, daß ein günstiges Geschick Alles zum Guten wenden könne. „Und was ist's denn?“ fragte sich der Lutram oft in stillen Stunden, wenn er der Zeit gedachte, da er in Schilf und Röhricht bei der Wechtild am Rheinufer gesessen, „was ist es denn Unerhörtes, daß ich eines Mütterts ehelich Kind freien will? Bin ich denn selber ein Hausgenosse, oder der Sproß eines altrömischen

Münzergeschlechtes? Weiß ich's denn, ob mich eine Kunst gutwillig annehmen würde, mich, der ich gerade so gut vom Mitleid unter einer Hecke kann aufgesehen worden sein, als auf einem seidenen Kissen gelegen — wer bin ich denn? ein Kind des Zufalls, des Geheimnisses, also ist offenbar nicht auf meiner Seite die Herablassung, wenn des Mütter's Tochter sich mir verbindet.“

So dachte der Lutram, und er träumte von einer kommenden glückseligen Zeit, wenn nach Würdigkeit und Menschenwerth Amt und Ruhm zuertheilt werden würden, unangesehen der Geburt und Sippschaft; in dieser Zeit, ja da mochte er, und sei er selbst ein am Hag gesundes Zigeunerkind, durch sich selbst ein kaiserlicher Rath werden können, und ein Herzog sich beglückt fühlen durch die Liebe der Wechtild.

Nächst dem Steinthor im Storchcn hatte der Lutram Herberge genommen, denn es war ihm, als sei er um einen Schritt näher der Heimat, wenn er nächst dem Thore blieb, durch das er eingezogen und demaleinst dem Glück entgegen wieder ausziehen hoffte. Es war eine stille Herberge, darein er sich gethan, sie hatte nur wenigen Zuspruch und das nur von Landleuten der Umgegend, aber das war dem Lutram gerade recht, ihn zog es nicht, sich in den Saus und Braus der Studentenschaft zu stürzen, er lebte still seinen Büchern und seinen Erinnerungen, dazu war die Herbergsmutter, eine freundliche Wittfrau, so liebvoll mütterlich für ihn besorgt, daß es ihm gar wohl in dem kleinen, dunklen Hause und dem hellen Erkerstüblein war, daraus man über die Mauern hinweg sah in's lachende Elsfasser Land.

Statt Bauern oder fahrender Gesellen kam aber eines Tages in die Herberge zum Storchcn ein ungewohnt vornehmer Gast, zum großen Wundern der Herbergsmutter und der ganzen Nachbarschaft. Ein Herr Erkenbert von Schaidt war es, seiner Zeit der berühmteste Jäger des Binnwaldes, aber nun preßhaft und gar arg vom Zipperlein gequält; dem war ein geschickter Doctor zu Straßburg gerathen worden, der solches heilen möge. Da der Herr von Schaidt, der sein Lebenlang nicht aus dem Binnwald herausgekommen war, mit Ach und Krach das Steinthor erreicht hatte, wollte er sich gar nicht weiter nach einer Herberge umsehen und dankte Gott, daß er sein Zipperlein vom Gaule herab in das weiche Gastbett der Storchwirthin bringen konnte.

Da der Herr von Schaidt aber fast alle Zimmer des Mittelstockwerkes in Beschlag genommen, so mußte der Lutram, wenn auch widerwillig, es sich gefallen lassen, sein Erkerstüblein der Wirthin für ältere Gäste abzutreten, und er bekam dafür eine kleine, düstere Kammer eingeräumt, deren Fenster auf die

Galerie gingen, die den Hof umschloß, außer diesem war sein Zimmer Wand an Wand mit dem Schlafgemach des Ritters, so daß das Stöhnen, Fluchen und Wimmern des kranken Jägers den Lutram nicht selten im Schlafe, ja selbst in seinen Studien störte.

Eines Abends aber ward der Lärm im Nachbarzimmer lauter als gewöhnlich; ärgerlich schloß der Lutram sein Buch und legte sich auf sein Bett, halb angekleidet wie er war, aber er konnte nicht schlafen, denn nebenan ward's zu laut, die Stimme des alten Edelmannes und noch eine fremde redeten laut und eifrig in einander. Zusammenhängendes konnte der Lutram nicht verstehen, er verlangte es auch nicht, er schloß die Augen und drehte sich gegen die Wand, meinend, er könne schlafen. Da aber schlug der Name „Speyer“ an sein Ohr und dann die Namen Schaff zu der Ecke, Ebelin vorm Münster, Kraft unterm Hagen. — Alles Patriciernamen seiner Stadt, ja jetzt selbst den Namen seines Pflegevaters, des Eytelfrit. Dann hörte er wieder, wie die tiefe, grollende Stimme des alten Schaidter's sagte: „es ist ein Bubenstücklein“; wie der Andere wieder leiser redete und wie zuletzt der kranke Ritter rief: „Scheert Euch zum Teufel, ich will nichts von dem Anschlag wissen“; dann wie nebenan der Andere fluchte, wie die Thür zugeschmettert ward, ein spornklirrender Tritt die alte Stiege hinabpolterte und unten eine fremde Stimme dem Hausknechte zuschrie, seines Ritters Rosß vorzuführen.

Was war das? was sollte das sein? von welchem Anschlag, welchem Bubenstücklein war die Rede? und was hatten damit die Speyerer Herren, seines Pflegevaters Name damit zu thun? Aber nicht lange konnte der Jüngling sich diese Fragen vorlegen, nebenan war es wieder still und sacht war er eingeschlummert. Aber nicht lange währte der Schlummer, bald weckte ihn ein eigenthümliches Knistern und Knattern, ein beängstigendes Gefühl legte sich auf seine Brust, bleischwer lag die Luft auf ihm, er meinte, die Augen nicht öffnen zu können und gab sich willenlos dem betäubenden Drucke hin. Plötzlich jedoch in diesem schweren Halbschlummer fiel seinen geschlossenen Augen sichtbar eine grelle Helle auf und zugleich strich ein heißer Hauch wie ein Höllendorn über sein Gesicht; mit dem Gedanken: Feuer! erwachte der Jüngling zum Bewußtsein seiner fürchterlichen Lage, denn Feuer! Feuerjo! schrie es gellend vom Hofe und der Straße herauf. Er sah Flammen von der Decke herab auf sein Lager züngeln und, wie jetzt ein Windstoß durch das einstürzende Sparrenwerk Flammen und Rauchwolken zur Seite jagte, die vor seiner Stube sich befindliche hölzerne Galerie in glühenden Flammen stehen.

Durch das Krachen der stürzenden Balken, das Heulen des Windes und das entsetzliche Gefnatter der Flammen aber hörte er das jammervolle Hülfseschrei des Freiherrn nebenan. Rings um ihn züngelten die Flammen, Hitze und Rauch benahmen ihm fast die Sinne, vor seinen Fenstern wogte der Feuerstrom der hängenden Galerie.

Da in der höchsten Noth kam ihm die kalte Ueberlegung wieder; nur durch das Zimmer des Freiherrn konnte er sich retten und diesen selbst mit ihm. Einen schweren Eichenschemel, der nach der auf Dauer berechneten Mode der damaligen Zeit mit künstlich geschmiedeten eisernen Bändern zusammengefügt war, ergriff er, und mit Riesenkraft, von den drohenden Flammen gehetzt, führte er wuchtige Schläge mit demselben auf die Thür, die zu dem Zimmer des Ritters führte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Kraft drohte zu erliegen in der Höllengluth des Raumes, der unbarmherzig festen Thür entgegen; schon fengte die Gluth sein Haar, da, in der letzten Minute, wich das Getäfel und über die zerbrechende Thür stürzte der Jüngling in das andere von Rauch erfüllte Gemach, ihm nach schlugen die Flammen. Bei ihrem Vorderschein sah er den alten Ritter von seinem Lager herabgesunken bewußtlos auf dem Boden liegen; mit der Kraft der Jugend, der Kraft, die der nahe Tod giebt, hob er die schwere Gestalt des Schaidters auf und mit der halb geschleppten, halb getragenen Last strebte er in's Freie. Aber da schlugen ihm die Flammen entgegen wie wilde Dämonen, sprühend und zischend; er sah vom Winde die Flammenwogen hin- und hergetrieben, jetzt für einen Augenblick die dunklen Massen der gegenüberliegenden Häuser, die Kopf an Kopf gedrängte Menge im Hof; aber auch von unten ward er sichtbar in diesem Augenblicke, ein hundertstimmiger Schrei scholl zu ihm herauf: „Wirf ihn weg! Rette Dich, sonst seid Ihr Beide verloren!“

„Das verhüte Gott!“ sprach der Jüngling, und zu dem Schaidter sich wendend, der ihn mit verwirrten Augen anstarrte, sprach er; „Faßt alle Kraft zusammen und wenn's auch weh thut, jetzt gilt's einen Sprung. Wechtilb!“ flüsterte er, und den Ritter mit beiden Armen festhaltend sprang er in die Flammen, die vor der Treppe lodern ihm die Rettung zu wehren schienen; er hörte das Aechzen des Freiherrn, das Krachen des Gebälkes, fühlte die Flammen in sein Gesicht schlagen, hörte wie hinter ihm mit Donnergetöse die Stiege zusammenbrach, hörte ein vielstimmiges Jubelgeschrei, fühlte einen kalten Strom über seinen Körper fluthen und mit dem Worte Wechtilb sank er befinnungslos den Umstehenden in die Arme. Der alte Ritter weinte wohl

seit seiner Kindheit die ersten Thränen, denn er meinte nicht anders, als sein Retter sei todt. Aber er lebte, und als hätte ein Gott ihn durch die Flammen getragen, so wenig war er von Brandwunden bedeckt, nur die Kleider fielen theilweise mürr und kohlig ihm vom Leibe.

Von der ganzen Herberge war nur der steinerne Unterbau unversehr geblieben, alles Andere lag in brandgeschwärzten Trümmern untereinander. In ein unversehrtes Gemach des Erdgeschosses hatte man den kranken Ritter gebettet, den Schrecken und Schmerzen dem Tode nahe gebracht hatten; mit schwacher Stimme verlangte er seinen Retter zu sehen. „Ihr habt mich zwar dem Tode nicht für lange entreißen können“, sagte er zu Lutram, „aber's ist doch großen Dankes werth, denn es wäre ein zu erbärmlich Ding gewesen, wenn mein Leichnam im Feuer einer Schänke hätte rösten sollen, davon gar nicht zu reden, daß Unsereiner im Binnwald nicht so leben kann, daß man am Ende aller Dinge ohne Absolution vor seinen Herrgott treten könnt'. Aber was kann ich für Dich thun, mein Sohn? Denn wenn man dem Erkenbert von Schaidt auch allerhand nachsagen mag: daß er seine Schulden nicht bezahlt habe, das kann ihm hol mich der Teufel kein Mensch nachsagen. Also wie entricht' ich meine Schuld an Dich? Nur frisch heraus, bei Unserer lieben Frau, Du sollst mich nicht knauserig finden.“

„Herr Erkenbert“, sagte der Lutram frei, „Geld und Gut wonnet mich nicht, und was mir das Liebste wär', könnt Ihr mir nicht geben.“

„Nun“, sagte der Schaidter, „besinn' Dich, aber mach's nicht zu lang, ich möcht Dir sonst gar flink entwisphen, denn mich dünkt ich will meines Zipperleins gar bald ledig sein; in was kann ich Dir dienen mit Wollen und Wissen?“

Da ging plötzlich dem Lutram die Erinnerung an das Gespräch des vorigen Abends auf und er sagte: „Ja, mit Eurem Wissen könntet Ihr mich lohnen, Herr Erkenbert, ich hab' Euch gestern Nacht von Speyer reden hören, auch den Namen mir Befreundeter, sagt, was ist's?“ Auf diese Frage ward der Schaidter dunkelroth, wandte sich gegen die Mauer und brummte: „Ich kann's nicht.“

„Hab' ich Euch doch können aus dem Feuer retten“, sagte der Lutram, dem es ahnte, daß er ein gefährlich Geheimniß forderte. „Zahlet Eure Schuld, Herr Erkenbert, und ist's was Schlimmes, so entlastet Eure Seele, so lange es noch nützen kann, das rechnet Euch Gott für doppelte Absolution.“

„Bei Unserer lieben Frau, Du hast Recht“, sagte der Freiherr. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thu'; was liegt mir an dem verschul-

deten Lumpenpack und an dem übermüthigen Stadtvolk, und 's ist ein Bubenstück allweg. Aber wenn ich Dir's sage, mußt Du für mich im Dome zu Speyer zwei jährliche Seelenmessen stiften, sie könnten mir zugute kommen."

"Das will ich geloben mit Hand und Mund", sagte der Lutram, dem die Gewißheit sich immer mehr befestigte, daß es sich hier um ein gefährlich Geheimniß handle.

"Nun denn!" sagte der Ritter, „so laß Dir meinen Schecken satteln und reit' in einem Trab, das heißt wenn Du reiten kannst, Scholare, also reit' flink nach Speyer und sag' den Zünftlern, sie sollten sich vorsehen auf die Nacht vor Sanct Serverinus Tag. Die Hausgenossen haben zusammengerufen, was sich an feilen Schwertern finden ließ auf den Burgen im Wasgau, im Binnwald und im untern Elsaß, ihrer achtzehnhundert; vom Binnwald in den Neckwald wollen sie ziehen und an Sanct Serverinus Tage sollen nur Geschlechter auf den Rathsstühlen sitzen; hol mich der Teufel, wenn das kein Schelmenstücklein ist. Einem der Speyerer, der an der Spitze steht, möcht' ich aber besonders das Spiel verleiden, dem Schaffen zu der Ecke, was braucht sich der Stadtbürger auf der Straße zu nähren, er soll Pfeffersäcke wiegen, Harnisch und Steigbügel sind nichts für ihn."

Dem Lutram war es bei diesen Reden, als würde ihm ein Dolch in's Herz gestoßen. Also ein verrätherischer Ueberfall drohte der Stadt, und die Räuber wurden von Jenen, welche sich anmaßten, die Stadt zum Besten zu regieren, in den Frieden der Nichtsahnenden bei nächtiger Weile gerufen?

"Und, Herr Erkenbert", fragte er fast stockenden Athems, „ich hört' auch den Eytelfritz nennen."

"Den? ja der soll baumeln. Aber höre mich an, Du magst retten, wen Du willst, mir aber sollst Du schwören, daß Du keiner Seele sagen willst, von wem Dir diese Kundschaft geworden."

"Das schwör' ich zum allmächtigen Gott!" sagte der Lutram ernst, „und Euch, Herr Erkenbert, wird um dieser That willen, die so viel Elend und Ungerechtigkeit verhütet, Gott Euere Sünden vergeben."

"Mach, daß Du fortkommst!" drängte der Schaidter, „St. Serverin, hol' mich der Teufel, 's ist Morgen!"

"Morgen! Morgen!" Der Jüngling fuhr sich mit beiden Händen verzweifelt in das braune Gelock. „Und diese kommende Nacht —"

"Reite, reite, der Schecken ist Dein, Du brauchst ihn nicht zu schonen!" rief der Herr von Schaidt.

Und der Lutram schonte des Schecken nicht, und der Schecke, der die Heimatluft des Binnwaldes witterte, er flog dahin, als wären ihm Flügel an den Fesseln gewachsen.

Grau lag die Dämmerung noch über den Thürmen und Dächern des alten Straßburg, da Lutram durch das eben geöffnete Steinthor ritt. Hinter ihm unter den rauchenden Trümmern des Storchens begraben lag all seine Habe, nichts rettete er aus Straßburg als seine halbverbrannten Kleider, sein verzweifeltes Herz.

Graue Herbstnebel hingen über dem Rhein, ein grauer bleifarbener Himmel spannte sich über dem einsamen Reiter; ach, unter dem Schutze dieses Nebels sammelten sich vielleicht schon die Mordbanden, die herrschsüchtiger Verrath in die Stadt gerufen — kam er zu spät? Da ging die Sonne auf, blutroth und strahlenlos hing sie im Nebelmeer. Ach, warum wird es schon Morgen, warum währt die Dämmerung nicht länger, und ich bin noch so fern?

Wie ein Vogel flog der Schecke dahin, aber auch die Stunden standen nicht still. Stunde um Stunde zerrann, wolkenlos und blau, die besiegten Nebel tief hinabgedrängt, spannte sich der Mittagshimmel aus und kaum viel über das erste Viertel des Weges war zurückgelegt — voran! voran! aber der Tritt des Thieres ward matter, er mußte rasten. Rasten! rasten! und seine Gedanken konnten es nicht, die flogen vorwärts; ach, flöge die Botschaft mit ihnen in die arglose Stadt! Neugestärkt erhob sich der Schecke, wieder ging's fort im tausenden Fluge; des Kenners Hufe berührten fast kaum den Boden, aber dem Lutram schien es, als ginge sein Thier im Schneckenrath und die Stunden des Tages seien um die Hälfte verkürzt. Vorüber flogen Weiser und Edelsitze, das Roß wandte schnaubend den Kopf, die geöffneten Rüstern der Waldluft des Binnwaldes zu; aber vorbei und hindurch, gut Roß, gut Roß, heute gilt's kein Rasten!

Da blitzte der Rhein auf und verschwand wieder im Waldesdidicht. Wellen, seid ihr rascher, tragt die Botschaft; Herbstwind, schreie das Wort der Mahnung den Schummernden in's Ohr — ach, kaum will ich's mehr erreichen!

Dunkel und finster zog sich der Neckwald am Rhein hin. Wohl mied im Harnisch ein einzelner Mann den Wohnort der Räuber und Diebe; wie das vom Ardenner Walde einst Petrarca gesagt, so galt es vom Neckwald, es war ein ungeheuerlich Reiten hindurch. Aber hindurch, hindurch und wär' jedes Eichblatt eine Lanzenspitze; Schecke, es weht Heimatluft uns an — Schecke, greif aus!

Dämmerig sank der Abend, kalt strich der Nachtwind vom Rheine her, er strich seufzend durch die laublosen Aeste; des Lutrams Herz drohte zu zerspringen vor bitterm Weh, vor der Gewißheit der Erschöpfung. Wie Spukgestalten tanzten die Bäume vorüber, höhnische Lieder schien ihm der Wind in's Ohr zu singen von dem Reiter, der reiten wollt', dem Warner, der warnen gewollt, aber der Reiter sank im Neckwald und die Warnung verwehte der Wind, und dazwischen klang es wie fernes Waffengeklirr, wie Mübengebell. Und jetzt war es, als sei es Mai und die Weisel zögen aus; schwirrend, summend und flirrend gaukelte es ihm vor Auge und Ohr, ein toller Dienenschwarm; da wankt er im Sattel hinüber und herüber und der Schecke ließ die Ohren hängen und trabte wie im Schlafe. Da aber durch das traumhafte Geschwirr kam vom Winde getragen ein voller Ton: „Gottes Lob, Gottes Lob! das ist die Glocke vom Dome, sie läuten St. Severinsfest. Schecke, greif aus!“

Und der Schecke flog hin. Vom Blute, das vom Sporn troff, war das welke Geblätter roth besprengt, und wie die Glocke den letzten Schwung that, da ritt ein Reiter zum Stadthore herein. „Hilf Gott, das ist ein Gespenst!“

Vor der Schänke zum Psittich brachen Roß und Reiter zusammen. Der Psittich hatte geträumt, vom Lärmen des stürzenden Rosses aber war er erwacht, er schlug mit den Flügeln und schrie wie in Verzückung: „Salve Salvator!“

Die Gäste des Psittich hoben den Sprachlosen auf, sie neigten seine Lippen mit warmem Wein und badeten seine Schläfe in Essig. „Lutram!“ rief der Eytelsritz, da das Gesicht des Jünglings unter Staub und Blut erkenntlich ward, „Lutram, was willst Du?“

„Laßt alle Zünfte zu den Waffen greifen“, sprach matt der Lutram; „eilet zum Salzthor und zum Hasenpfluß, der Hausgenossen Mordbande harret im Neckholz. Säumet nicht, es sind ihrer achtzehnhundert.“

„Sendet Botschaft in die Zunftstuben!“ rief der Eytelsritz. „Meister und Gesellen, alle in Waffen zum Hasenpfluß!“

Die Schänkstube zum Psittich ward leer, nur der ohnmächtige Reiter lehnte darinnen und der Vogel sprang wie besessen auf seiner Stange umher. Da öffnete sich leise die Thür der Stube und zwei dunkle Gestalten traten ein. In den Hof zum Mandelbaum war die Kunde gedrungen von einem verunglückten Reiter. Da hatte die Martha sich aufgemacht mit Binden und Salben; sie trat herein in die dunkelnde Schänkstube und sah den zusammengebrochenen Jüngling, und Richmundis Ebelin legte seinen Kopf sanft in

ihren Schooß, mit ihren Thränen wusch sie seine bleiche Stirn, und des Mütter's Tochter kniete daneben und betete inbrünstig um des Geliebten Leben.

„Machtild!“ flüsterte unruhig der Fieberglühende; er schlug die Augen auf; da sank sein Blick tief, tief in ein Augenpaar, das er nie gesehen, das aber auf ihn blickte, wie nur Ein Wesen blicken kann, da ward es ihm wohl und leicht, er schmiegte sich in den warmen Arm, der ihn umfassen hielt. „O heilige Mutter!“ flüsterte er und schloß ein sanft wie ein Wiegenkind. Der Reiter hatte seinen Ritt gethan, der Warner hatte zur rechten Zeit noch gewarnt.

V.

Unterm Schutze der Nacht, des Nebels und des Waldes ritten die Herren von der Landstraße auf die Stadt heran, auf den Hasenpfuhl zu, da wo diese am schwächsten besetzt war. Und einzeln, die Waffen unter dem Mantel tragend, schritten die Hausgenossen heimlich durch die dunklen Gassen dem Salzthore zu. Aber was war das? — dunkle Gestalten steigen vor ihnen auf. „Gieb die Losung“, hieß es. „Blut Gottes!“ das war das Losungswort der Hausgenossen, „heil'ge Dreifaltigkeit“ das der Zünfte. Immer mehr der Verräther, die unter der Losung Blut Gottes sich fanden, wurden in die Gewölbe des Salzhurmes eingeschlossen, immer mehr der Streiter, die unter dem Rufe heil'ge Dreifaltigkeit fechten wollten, fanden sich auf den Mauern. „Blut Gottes!“ stürmten aus dem Rechholz jetzt Schaaren hervor, deren Rüstzeug matt durch die Nacht blinkte, jetzt roth erglühete von dem lodernnden Scheine in Brand gesteckter Fischerhütten. Schreien und Wehklagen scholl von den Hütten herauf, und immer entfeglicher das Schlachtgebrüll der Raubritter, die ihre rothe Brandfahne von Hütte zu Hütte flattern ließen.

Von der feurigen Gluth erhellt wurden ihre Reihen den in tiefem Dunkel harrenden Zünften auf der Mauer beleuchtet, ihrem wüthenden Geschrei antwortete kein Laut, in tiefer Stille ließ der Eytelfritz die Ausfallsporte öffnen und beim Scheine der in Brand gesteckten Hütten entspann sich ein mörderischer Kampf. Die Bürger kämpften wie die Helden, aber Morgenstern und Partisane zu führen war nicht ihres Handwerkes; fast drohten sie, der Macht ihrer Gegner erliegend, wieder hinter die Wälle ihrer Stadt zurückgedrängt zu werden. Der Eytelfritz kämpfte wie ein Löwe, seine Stimme brachte die Weichenden zum Stehen, belebte die Muthloseren mit neuem

Muthe. Aber gegen ihn drang der heftigste Anprall der Ritter, immer dünner sah er das Fähnlein um sich werden, immer mehr der Leichen häuften sich neben ihm, immer schwächer ward der Ruf „heil'ge Dreifaltigkeit“ immer wüthender der Widerstand der Feinde, die so unvermuthet sich angegriffen gesehen. Da in der Stunde der höchsten Gefahr klang es den Räufern im Rücken: „Heil'ge Dreifaltigkeit!“ Die Sackträger, die Fischer, die Hasenpfuhler waren es, die gering geachteten Zünfte, aber jetzt hochwillkommene Streiter. Nicht nach den Regeln waren sie bewaffnet, aber in ihren kräftigen Fäusten ward das nächste beste zur Waffe. Ihnen Allen voran schritt der Mütter vom Mauththurm, der Vater Mechtild's; seine lange Gestalt schien im trügerischen Feuerschein noch länger, fast riesenhaft; sein langes weißes Haar wehte um das eingefallene Gesicht, ein eisern Crucifix hatte er ergriffen und damit that er den ersten Streich auf einen Ritterhelm.

„Sanct Severin!“ schrieten die entsetzten Räuber, denn sie meinten nicht anders, als der Heilige, dessen beginnenden Tag sie mit ihrem Mordanschlag geschändet, käme selbst der bebrängten Stadt zu Hülfe. Wo der alte Mütter in der braunen Kutte, mit dem gespenstig wehenden greisen Haar und dem Eisenkreuze in der Hand seine lange Gestalt zeigte, da schlug Schrecken und Aberglauben die Ritter zu Boden und derbe Fäuste und zünftlerische Stoßwaffen thaten das Uebrige.

Als der Octobermorgen grau aufdämmerte über die Stadt, da fand er von dem nächtigen Kampfe nur mehr die noch glimmenden und rauchenden Brandstätten, zwischen ihnen todt oder wund dahingestreckt Freund und Feind. Die wenigen der überlebenden Ritter waren von tödtlicher Angst geheßt in's Reitholz geflüchtet, von dort in unaufhaltamer schimpflicher Flucht nach ihren Burgen, manch' Einer, der stolz ausgeritten, nun wie ein gemeiner Knecht zu Fuß. Hunderte von lebigen Ritterpferden fingen die Bürger, und als sie ihre Leichen zählten, da waren es der Zünftigen um die Hälfte weniger, als der Ritter, die erschlagen waren. Ueber eine Trümmerstätte hatte man einen Haufen Kleider von Erschlagenen gebreitet, darauf ruhte schwer verwundet der Held dieser Nacht, der Ehtelfritz. Er fühlte, daß mit dem unaufhaltam rinnenden Blutstrom sein Leben entströmte, aber er wußte, daß seine Aufgabe erst zur Hälfte vollendet war; ganz wollte er sie vollendet sehen, dann wollte er sich die Todesruhe gönnen; bis das aber geschehen sein würde, jetzt noch hielt sein starker, fester Wille selbst den Tod zurück. „Tragt mich auf den Retscher“, befahl er, „und rufet dahin alle Zunftmeister, alle Räte: fuhret die

gefangenen Hausgenossen hin und entbietet Jene, die nicht Theil genommen an der verrätherischen That.“

Auf den Rettscher trug man den todtwunden Mann, in des Münzmeisters Sammetstuhl betheten sie ihn, und vor ihn traten zähneknirschend die überwundenen Patricier. Ihm hatten sie den schmachvollen Tod am Galgen zugedacht, wenn sie triumphiren würden; was hatten sie nun von ihm sich zu gewärtigen?

Aber der Eytelfritz war ein edler Sieger und persönliche Rache kannte er nicht, am wenigsten in dieser Stunde. Ihm ging das gemeine Wohl über Alles. Nicht einen Racheact wollte er vollziehen, nicht die Geschlechter, deren Namen und Thaten ruhmvoll mit der Geschichte der Stadt verbunden waren, vernichten, in ihren Reihen fanden sich fähige, wenn auch verblendete Köpfe; sie wollte er gewinnen für die neu wiederhergestellte Ordnung der Stadt. Er hatte nicht nothwendig, den Hausgenossen das Verbrecherische ihrer That vorzuhalteln, sie empfanden den Verrath schimpflich genug am Licht des Tages. Die Glocken, die zu einem Te Deum läuteten, die Rettung der Stadt aus Feindes Hand feierend, sie gesten ihnen schwerere Anklagen in's Ohr als all' eine jener Verwünschungen, die sie von ihrem Wege vom Salzturme bis zum Rettscher von der aufgeregten Menge gehört.

Der Münzmeister hatte keinen thätigen Antheil an den letzten Verhandlungen genommen; der unerwartete Besuch der von ihm so schwer gekränkten Schwester, ihre Worte und das Schwerwiegende der beabsichtigten That hatten ihn mächtig erschüttert, der ringende Seelenkampf hatte ihn auf's Kranklager geworfen, aber mit Willenskraft die Krankheit abschüttelnd, machte er sich bei der Wendung der Dinge auf zum Rettscher. Er fühlte, daß die neue Wendung der Dinge die gerechte sei und daß er sich ihr unterwerfen müsse, einerlei, wie Uebeles sie für ihn nachziehen möge.

So trat er, ein gebrochener Mann, dem siegreichen, aber sterbenden Feinde im Rettscher gegenüber; er hörte, wie der Eytelfritz zu den Patriciern sagte: „Nicht um niederzureißen, haben wir gekämpft, um aufzubauen, was lückenhaft geworden war, um die Freiheit der Stadt, der wir Alle Bürger sind. Haben ihre ältesten Söhne auch gegen die Mutter gesündigt, sie verzeiht, wenn um so williger und ernster sie ihren Gesetzen sich unterwerfen. Wer mit rechtem Willen Kaiser Heinrich's Satzung halten will, unser Kleinod von anno 1111, der rede die rechte Hand empor und rufe mit mir: „Vivat Urbs Nemetum!“ — „Es lebe die Stadt der Nemetum!“ klang es durch den Saal; Münzer,

Hausgenossen und Zünfte beschworen die alte Verfassung und die neue, nach welcher es fortan nur Bürger ohne Adelsunterschied geben sollte. Sie beschworen die erste Zunft der Hausgenossen.

Aber auch viele Hände blieben gesenkt, viele Lippen schlossen sich zornbeugend übereinander und stimmten nicht ein in den Ruf, der die neue Ordnung und die alte Stadt begrüßte; über diese sprach der neue Rath ewige Verbannung und Einziehung ihrer im Stadtbann gelegenen Güter aus, nur ihre fahrende Habe sollten sie ungekränkt mit fortnehmen dürfen. Ihrer fünf- und zwanzig edlen Geschlechtes verließen auf diesen Spruch des Rathes der Sechse auf Nimmerwiedersehen mit ihren Familien die Stadt; im Getümmel der Nacht war Gottschall Schaff schon vorher entwichen.

Müde von der Anstrengung, zu Tode erschöpft vom Bluten und Brennen seiner Wunden war der Eytelsritz in den Sessel zurückgesunken; das Wohl der Allgemeinheit, das Wohl der Stadt schien gesichert, aber noch konnte die Seele nicht fliehen aus dem müden Leibe, es hielten sie noch so theure Bande zurück, noch so bittere, jammervolle Fragen, die sich nicht auf die Lippen des Sterbenden wagen durften, weil ein Schwur sie band. Und dort drüben lehnte Der, der seines Schwurs Bewahrer war, bleich und finster der Münzmeister; er ahnte den Kampf in der Seele des Sterbenden, die Qualen dieses edlen Herzens, das halb ausgerungen haben sollte, von der schweren Pein des Lebens gedrückt; sein Wort hätte den Bann lösen können, aber mitleidlos stand er dem Feinde gegenüber, vor dessen Größe er sich doch unwillkürlich beugen mußte.

Doch in dem Augenblick, als die Todeschatten schon sein Auge umflogen wollten, öffnete sich die Thür, und wie auf der Straße, so im Rathssaale wichen Adel und Rath ehrerbietig zurück vor der Martha vom Hofe zum Mandelbaum. Als wäre die Beguinenhaube ein Diadem, so stolz und königlich schritt sie darunter; ihre Linke ruhte auf der Schulter eines Jünglings, der seinen Arm um ihren Leib geschlungen hatte, und wie sie so nebeneinander herschritten, Frau und Jüngling von fast gleicher Höhe, da schien es Jedem, als sei beider schönes Antlitz aus einer Form geprägt, nur mit dem Unterschied, der das blühende Jünglingsalter von dem Ernste der Matrone unterschied. Doch heute schien ein Strahl der Jugendlichkeit von dem Jüngling auf sie übergegangen zu sein; etwas wie eine verklärte Jugendfreude lag in den dunklen Augen der Frau, die sich mit vorgestreckter Rechte dem Sterbenden näherte, der ihr entgegenblickte mit einem Ausdruck der Verückung, als sei eine himmlische Vision ihm erschienen. Doch plötzlich machte diese verklärte

Freude dem jammervollsten Schmerzensausdruck Raum und in Tönen, daraus alle Qual seines Herzens sprach, rief er dem Münzmeister zu: „Mannhard, Mannhard, löse mich meines Schwures, den Du mir abgerungen in einer entseßlichen Stunde!“

Erschüttert wandte der Patricier sich zur Seite, aber noch war sein Widerstand nicht ganz gebrochen, noch wollte das Wort der Versöhnung, das in seinem Herzen aufgelebt, nicht über die Lippen treten.

Da trat die Beguine vor, immer umschlungen von dem Arme des Jünglings, immer das schöne große Auge voll Jugendgluth auf den sterbenden Mann gerichtet. „Eytelfritz!“ rief sie, „nicht in seiner Gewalt liegt die Lösung; der Schwur war ein ungerechter, Gott und der Tod sie haben ihn gelöst. Harter Bruder“, wandte sie sich zu dem Münzmeister „im Leben hast Du uns getrennt, im Tode reißeß Du Richmundis Ebelin nicht von ihrem Gatten.“

„Die Martha, sein Weib?“ ging es flüsternd durch die Versammelten.

„Ja, mein Weib, mein Weib, die Geliebte meiner Jugend!“ rief der Eytelfritz mit der letzten Kraft, „Du hast Dich zu mir bekannt noch in der letzten Stunde, so ist alles Weh meines Lebens geföhnt, ich sterbe in Deinen Armen! Mannhard, tritt auf als Zeuge jenes Bundes, den zu verheimlichen ich Dir einst schwören mußte, um mein Kind zu erlangen.“

„So ist es“, sprach der Münzmeister, „ich handelte in arger Verblendung, der Herr erbarme sich meiner, und Ihr, an denen ich so schwer gesündigt, vergebt mir!“

Brechenden Blickes reichte der Eytelfritz dem versöhnten Feinde die Hand, und Richmundis, in deren Armen der wiedergefundene Gatte ruhte, sprach: „Mannhard, Du hast es übel mit uns gemacht in vermessenem Stolze, jetzt thue das Gute, daß Du an uns nimmer thun kannst, an unserm Sohne; nimm öffentlich von ihm den Makel der unehelichen Geburt und setze den Sohn in Richmundis Ebelin's Rechte ein. Ich fühl' es, daß meine Zeit bald um sei, mit meines Lebens höchstem Wunsch werd' ich auch meines Lebens Endziel finden.“

„Er sei mein Erbe!“ rief der Münzmeister erschüttert, „er pflanze den Namen der Ebelin vorm Münster fort.“

„Mit nichten, Herr Ohm!“ rief der Lutram, „meines Vaters Namen will ich tragen, den Namen Dessen, von dem eine innere Stimme mir schon seit Frühem sagte, er sei mir mehr als ein Pfleger; den Namen Dieses, vor dessen brechendem Heldenleib ich kniee und schwöre, ihm folgen zu wollen wandellos auf der Bahn, die er vor mir betreten, seiner Stadt ein rechter Bürger.“

Bei dem Klang der Stimme des geliebten Sohnes öffnete der Eytelfritz noch einmal die matten Augen und auf kurze Zeit kam ihm die entschwindende Lebenskraft zurück: „Pflanze den Namen der Ebelin fort“, sprach er, „mir liegt das adelige Gelüsten fern, daß ich meinen Namen der Nachwelt erhalten wollte; sei meines Sinnes Fortpflanzer, mein Sohn. Um deswillen aber, daß ich meinen Sohn Deinem Hause überlasse, Mannhard, mußt Du es gewähren, daß er nach meinem Sinne sein Weib wähle. Der verachtete Mütter hat heut' Nacht gekämpft als der besten Einer. Tritt vor, Mechtildis, lege Deine Hand in die Hand Deines Geliebten, das Höllnerkind dem Sohne der Patricierin!“

Und bebenden Schrittes aus dem Dunkel, darein sie sich bescheiden gezogen, kam die schöne Mechtild, flammenden Blickes erwartete sie der treue Geliebte, die erkaltende Hand des Eytelfritz fügte die ihren ineinander: „Fortan nur Bürger und Bürger!“ flüsterte er, „Dein Ritt hat Deiner Stadt Freiheit erworben und Dir Dein Glück, mein Sohn!“

„In Leben und Tod in Liebe vereint!“ sprach Richmundis, indem sie sich über den Sterbenden beugte, der seinen letzten Athemzug an ihrer Brust verhauchte.

* * *

Die Macht des Adels war erfolgreich gebrochen und nie mehr erhob sie sich in der alten Stadt. Lutram, der seines Ohms stolzen Geschlechternamen trug, ging seines Vaters Wege. Jahrhunderte lang noch feierte ein jährlich Hochamt im Dome am St. Severinstage diesen Ritt um die Freiheit. Herrn Gottschalk Schaff zu der Ecke aber erging es, wie einst der Eytelfritz an der Domschüssel ihm verkündete. Als der Tag kam, da er über seine Verbrechen Rechenschaft ablegen sollte, fand sich kein Asyl diese zu bergen; als ein gemeiner Dieb hätte er den Strang verdient, aber als ein adeliger Dieb ward ihm auf dem Markte zu Speyer der Kopf vor die Füße gelegt. Seine Burgen Neuhofen und Affalterloch, die Raubnester im Neckwald, wurden zerstört und geschleift. Zum Andenken an ihren Führer aber erbauten die Städter an der Stelle, wo er zum Tode verwundet worden war, einen festen Thurm, den Eytelfrigen-Thurm, den erst Melac's Nordbrennerschaaren in Brand und Trümmer legten.